

Rezensionen und Referate.

Lehrbuch der Logik. Von Dr. Albert Stöckl. Neu bearbeitet von Dr. Georg Wohlmuth. 8. Auflage. Mainz, Kirchheim. 1905. gr. 8°. XV, 480 S.

Es gibt eine zweifache Klarheit: Die eine beruht auf der Ignorierung der Probleme, die andere auf der völligen Beherrschung des Stoffes und der gründlichen Lösung der Schwierigkeiten. Klarheit in letzterem Sinne erstrebt mit Erfolg G. Wohlmuth in der achten Auflage der Stöckl'schen Logik. Er hat das Werk mit so weitgehender Selbständigkeit umgearbeitet, dass, wie er in der Vorrede selbst bemerkt, ein fast ganz neues Buch entstanden ist.

Gegenstand der formalen Logik ist das allgemeine und notwendige Urteil, das nach vierfachem Gesichtspunkte betrachtet werden kann: nach seinem Sein, nach seinem Werden, nach seiner Fruchtbarkeit und nach seinem Zusammenhange mit Urteilen gleichen Charakters in der Wissenschaft (S. 2). Daraus ergibt sich dem Verfasser die Einteilung der Logik in vier Abschnitte, welche von dem Urteile, der Induktion, dem Syllogismus und der Wissenschaft handeln. Die materiale Logik zerfällt ebenfalls in vier Kapitel. Hier werden untersucht der Begriff des Objektivität des Urteilsaktes oder der Gewissheit, die Hilfsmittel des Nachweises dieser Objektivität, die nächsten Ursachen der Gewissheit und endlich die letzte Ursache der Gewissheit oder das höchste Kriterium. Daran schliesst sich als fünftes Kapitel eine gedrängte Darstellung der Geschichte der Logik.

Dies ist der Grundriss, nach dem Wohlmuth das Gebäude der Logik aufführt. Bei der Fülle des dargebotenen Stoffes auf Einzelheiten kritisch einzugehen, würde zu weit führen. Wir wollen nur bemerken, dass sich der Verfasser, der in seinen Untersuchungen allen in Betracht kommenden Problemen nachspürt und sie in gründlicher Gedankenarbeit zu lösen sucht, bisweilen in dem Bestreben, einen jeden Schatten von Unklarheit zu beseitigen, einer etwas allzu grossen Ausführlichkeit befleissigt, die auf den Leser ermüdend wirken muss. Ferner: Die Verschiedenheit des psychologischen Standpunktes vom logischen bzw. erkenntnistheoretischen wird zwar mit hinreichender Deutlichkeit hervorgehoben, doch wäre in der

materialen Logik der Unterschied dieser beiden Betrachtungsweisen noch schärfer ins Auge zu fassen; dann würde der Verfasser vielleicht bezüglich der „vier Grundvoraussetzungen der Erkenntnistheorie“ mehr auf der Seite Merciers, den er übrigens nicht zu kennen scheint, als auf der Tongiorgis und Palmieris stehen. Doch mag man auch in Einzelheiten dem Verfasser nicht zustimmen, ja vielleicht in wichtigeren Fragen anderer Meinung sein, so wird man doch nicht bestreiten können, dass er ein wohldurchdachtes und zum Denken anregendes Buch geschrieben hat. Für den Anfänger freilich, dem es um eine erste Einführung in die Logik zu tun ist, bietet das Werk eher des Guten zu viel; den Fortgeschritteneren aber ist es durchaus zu empfehlen.

Hoffen wir, dass sich hier nicht auf literarischem Gebiete der logische Satz bewahrheite: Inhalt und Umfang sind einander umgekehrt proportional. Möge dem erhöhten wissenschaftlichen Gehalte des Buches, dessen Lektüre allerdings eine ernste Geistesarbeit verlangt, auch ein vergrößerter Umfang der Verbreitung entsprechen.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

Die doppelte Affektion des erkennenden Subjekts (durch Dinge an sich und durch Erscheinungen) im Kantischen System.

Gekrönte Preisschrift. Von Dr. Hans Drexler. Benthén O.-S., Th. Kirsch. 1904. 61 S.

Wie der Titel andeutet, ist vorliegende Schrift eine aus den zahllosen Abhandlungen über Kants Kritik. Doch sie verdient Beachtung, wenn man sich um die vielumstrittenen Fragen interessieren will; die seit alter Zeit an Kants Gedanken sich knüpfen; solide Gründlichkeit und besonnenes Urteil, verbunden mit gewissenhafter Umschau in Kants Werken und sorgfältiger Berücksichtigung der einschlägigen Literatur, empfehlen sie. Eine Unterhaltungslektüre ist die Broschüre nicht. Das ist nicht ihre Schuld; es liegt am Stoffe. Hat der Leser der Kritik d. r. V. so oft das Gefühl, dass er die schweren Gedankenmühen wieder durchmachen muss, die einst ihr Verfasser erlebte, so kann ihm dieses Gefühl auch bei Lesung von Kritiken der Kritik nicht erspart bleiben.

Unter den Dunkelheiten und Widersprüchen der Kantschen Kritik spielte von jeher eine besondere Rolle die doppelsinnige Zweideutigkeit des „Gegenstandes“, der nach Kant das Subjekt affizieren und ihm den Stoff zu Vorstellungen liefern soll; bald bedeutet er „Ding an sich“, bald „Erscheinung“, d. h. subjektive Vorstellung. Auf der einen Seite hält Kant an der Behauptung fest, dass das, was wir von den Dingen erkennen, durchaus nicht die Dinge selbst und an sich sind, sondern nur die Erscheinungen, d. i. die Empfindungen und Vorstellungen, welche

die Dinge an sich durch Einwirkung oder Affektion in uns hervorrufen; was diese an sich sind, bleibt uns unbekannt. Andererseits spricht er dennoch von den „Erscheinungen“ gerade so, als ob sie von uns unabhängige Dinge wären, von denen wir eine reelle Affektion erlitten.

Man hat sich vielfach bemüht, den Widerspruch wegzudeuten und der ganzen Darstellung einen einheitlichen Sinn unterzulegen, indem man die eine Gattung von Stellen der andern opferte.

Mit Vaihinger ist der Vf. der Ansicht, dass solche Ausgleichsversuche vergebliche Mühe sind; dass nichts übrig bleibt, als eine doppelte Affektion bei Kant zu unterscheiden, die er beständig verwechselt: eine (die „transzendente“), welche die Dinge an sich auf das erkennende Subjekt ausüben, eine andere (die „empirische“), welche die heimlich realisierten Erscheinungen hervorbringen sollen. Beide sind allerdings untereinander völlig unverträglich; aber in unheilvoller Verwirrung treffen wir an verschiedenen Stellen bald die eine, bald die andere. Der Vf. zeigt aus dem Ganzen des Kantischen Systems und der Reihe nach an den einzelnen in Betracht kommenden Werken, wie tatsächlich beide Affektionen abwechselnd figurieren; nicht nur die Einwirkung vom Ding an sich, an dessen Existenz Kant, obwohl auch nach dem Vf. ganz inkonsequent, zäh festhält, sondern auch die so widerspruchsvolle Einwirkung von seiten der Erscheinung, die heimlich in die Aussenwelt hinausgeschoben wird.

Der Vf. glaubt, dass durch Konstatierung dieses Dualismus mehr Klarheit in die Darstellung der Kritik gebracht wird. Ja; aber vor allem in dem Sinne, dass man nun eben die grellen Widersprüche klar sieht. Man fragt sich, wie es möglich war, dass so klaffende Widersprüche, die jedes geübte Auge sofort in der Kritik d. r. V. entdeckt, von einem scharfen Denker wie Kant gedacht und niedergeschrieben werden konnten. Wenn Adickes in seiner Kritik-Ausgabe verschiedene Stücke unterscheidet, die Kant zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Gedankengängen heraus abgefasst und hernach zu einem Werke zusammengefügt habe, so sieht man irgendwie, wie diese Widersprüche entstanden sind; aber an Unbegreiflichkeit haben sie nichts verloren.¹⁾ Man sieht nur, dass es schwerer ist, aufzubauen als niederzureissen.

¹⁾ Diese Unbegreiflichkeit wird auch nicht beseitigt, sondern nur konstatiert, wenn Adickes versichert: „Diese Widersprüche ertragen und zwar sie ertragen, fast ohne ihrer gewahr zu werden, konnte nur Kant, d. h. dieser ganz bestimmte eigenartige Geist mit der tiefen Kluft zwischen dem, was er glaubte und zu wissen meinte und dem, was er nach der Konsequenz seines Systems allein wissen durfte“ (Archiv f. syst. Philos. X [1904], 10); oder wenn E. v. Hartmann meint: „Mehr als irgend ein bahnbrechendes Genie hat er die hohe Selbstverleugnung besessen, die Widersprüche in seiner Lehre stehen zu lassen,

Der Vf. weist mit offener Freimütigkeit auf die Widersprüche hin. Ist man sich aber der Bedeutung bewusst, welche dieselben im kritischen Systeme Kants haben, so klingt es allerdings sehr mild und begütigend, wenn er zum Schlusse sagt:

„Trotz der beispiellosen Tiefe und des bewunderungswürdigen Scharfsinnes, womit Kant die Erklärung des Erfahrungsprozesses unternahm, ist es ihm nicht gelungen, die Rätsel der Erkenntnis vollständig und befriedigend zu lösen . . . Man kann, wie Drobisch treffend sagt, in Kant aufrichtig den Kopernikus der Erkenntnislehre verehren, ohne zu verkennen, dass er für einen Kepler noch Platz gelassen hat.“

Ueberraschend aber und unverständlich klingt, nach der deutlichen Aufzeigung der Irrwege der Kritik, die Schlussmahnung, „weiterzuarbeiten auf dem von Kant gewiesenen Wege“.

Innsbruck.

J. Donat S. J.

Psychologische Studien. Von Th. Lipps. 2., umgearbeitete und erweiterte Auflage. Leipzig, Dürr. 1905.

Die Studien verbreiten sich über drei sehr wichtige, aber auch zugleich sehr umstrittene Punkte der Psychologie: 1. Der Raum der Gesichtswahrnehmung. 2. Das Wesen der musikalischen Konsonanz und Dissonanz. 3. Das psychische Relativitätsgesetz und das Webersche Gesetz. Die Schrift legt die dem Vf. eigentümlichen Anschauungen über diese Probleme, die er schon an andern Orten vorgetragen hat, eingehender dar und sucht sie fester zu begründen und gegen Angriffe zu verteidigen.

1. Der erste Abschnitt handelt über I. Die Einordnung der optischen Eindrücke in das Sehfeld. II. Das Kontinuum des Sehfeldes und die Ausfüllung des blinden Fleckes. III. Das Tiefenbewusstsein.

a. In bezug auf den ersteren Punkt stellt sich der Vf. die Frage: Wie ist es zu erklären,

„dass dem Nebeneinander der objektiven Punkte im objektiven Raum das Nebeneinander der zugehörigen Bildpunkte auf der Netzhaut entspricht?“

Er glaubt dieselbe auch so fassen zu können:

„Wie geschieht es, dass wir die optischen Empfindungsinhalte in das Sehfeld, d. h. in das räumlich ausgebreitete Bild, das alle optischen Empfindungsinhalte umfasst, räumlich so nebeneinander ordnen, wie die zugehörigen Netzhautpunkte, d. h. die Netzhautpunkte, aus deren Reizung diese Empfindungsinhalte entstehen, auf der Netzhaut nebeneinander geordnet sind?“

die er noch nicht anders als auf Kosten wohlberechtigter Gedankenelemente zu beseitigen gewusst hätte“ (Krit. Grundlegung des transzendentalen Realismus. [1885], 2).

Kurz, es ist die Lokalisationsfrage; nicht die Räumlichkeit der Zusammenordnung ist zu erklären, „sondern lediglich die Zusammenordnung oder Sonderung und der jedesmalige Grad derselben. Dass diese Zusammenordnungen und Sonderungen räumliche sind . . ., dies ist eine in der Natur der Gesichtsempfindung liegende Tatsache, die sich jeder Erklärung entzieht.“

Darum spezialisiert sich das Problem noch mehr:

„Wie geschieht es, dass in unserem Sehfeld diese einzelnen Eindrücke oder diese einzelnen von uns gesehenen Punkte enger oder minder eng vereinigt, jene Eindrücke in grösserem oder geringerem Grade von einander gesondert erscheinen? Und dabei ist die ‚Vereinigung‘ oder ‚Sonderung‘ wieder lediglich als Vereinigung oder Sonderung überhaupt gemeint. Und nur in Gedanken fügen wir hinzu, dass diese Vereinigung oder Sonderung vermöge der Natur der Gesichtswahrnehmung tatsächlich als räumliche Vereinigung und Sonderung sich darstellt.“

Diese Problemstellung erscheint uns nicht zutreffend. Gerade die räumliche Anordnung der Gesichtseindrücke ist zu erklären, die Vereinigung als Nähe, die Sonderung als Entfernung. Darum bedarf es gar keiner Einordnung der Punkte ins Sehfeld, sondern dieselben sind in der Wahrnehmung selbst räumlich geordnet, also dem Sehfeld eingeordnet.

Was der Vf. zur Lösung der Frage von der Uebung und Anpassung sagt, ist ganz und gar überflüssig, erscheint aber auch an sich sehr gekünstelt. Dieselbe beruht auch auf einer Fiktion, wie Lipps selbst zugesteht, dass nämlich

„ursprünglich, d. h. vor aller Lokalisation, alle Gesichtseindrücke in einen einzigen Gesamteindruck zusammenfliessen. Dieser Gesamteindruck ist natürlich ohne räumliche Ausdehnung gedacht. Aber ein solcher Gesamteindruck ist vielleicht eine blossе Fiktion.“

Aber nicht blossе Dichtung, sondern widersprechende Dichtung ist ein unräumlicher Gesichtseindruck, wie Lipps selbst wieder sich als Einwand entgegenhält. „Man wird dagegen sagen, ein unausgedehnter Gesichtseindruck sei für uns unvorstellbar.“ Aber dieser Einwand wird nur durch eine neue Fiktion, eine unerwiesene Hypothese, durch die Deszendenztheorie nicht beseitigt, sondern nur verdeckt:

„Es ist uns ein geläufiger Gedanke, dass in der Folge der Generationen alle Sinne mit ihren Organen aus einem Allgemeinsinn, alle einzelnen Empfindungsarten aus einer einheitlichen Empfindungsart sich heraus differenziert haben. Natürlich gab es für diese ursprüngliche Empfindungsart keine Räumlichkeit. Und nun kann man sagen: Als sich unsere jetzige, der Räumlichkeit bedürftige Lichtempfindung aus der Urempfindung heraus entwickelte, gab es sofort ein Nebeneinander von einzelnen Lichteindrücken, und es bildete sich demgemäss auch sogleich auf dem Wege des erfahrungsmässigen Zusammenwachsens und Sichsonderns der Eindrücke der verschiedenen Punkte des Organs eine der Wirklichkeit angepasste Lokalisation heraus“ (63 f.).

Hier wird mit lauter der Erfahrung widersprechenden Fiktionen operiert.

1^o. Dass die einzelnen Sinne sich aus einem Ursinne entwickelt haben, ist eine unbewiesene Hypothese, die darum nicht sicherer wird, dass sie als ein uns geläufiger Gedanke bezeichnet wird.

2^o. Doch dies auch zugegeben: Der Ursinn ist nach aller Annahme der niedrigste, allgemeinste Sinn, das Gefühl. Dieses kann noch weniger unräumliche Empfindungen haben, als der Gesichtssinn.

3^o. Nun wird sogar schon beim ersten Auftreten der Gesichtswahrnehmung deren Räumlichkeit als notwendig bezeichnet. Und doch soll durch diese Genesis der Einwand beseitigt werden, dass die Gesichtswahrnehmung von Lipps als unräumlich fingiert wird, während sie doch wesentlich Räumlichkeit verlangt.

Als wissenschaftliche Erklärung kann also dieser Versuch Lipps' nicht gelten.

b. Das Kontinuum des Sehfeldes erklärt Lipps durch eine stetige räumliche Verschmelzung.

„Dabei verstehe ich unter stetiger räumlicher Verschmelzung ein allmähliches Uebergehen des einen Eindrucks in den andern, das von dem stetigen Uebergleiten eines Tones in einen höheren oder tieferen Ton dadurch sich unterscheidet, dass dies in der Zeit verläuft und eine Zeit erfüllt, jenes räumlich sich vollzieht, und indem es sich vollzieht, einen gewissen Raum für die Wahrnehmung schafft.“

Dagegen ist zu bemerken, dass der Raum für die Wahrnehmung nicht geschafft zu werden braucht, ja nicht geschafft werden kann, da die Gesichtswahrnehmung schon ausgedehnt ist. Die Stetigkeit macht freilich insofern einige Schwierigkeit, als die materiellen Träger der Wahrnehmung nicht stetige, sondern diskrete Elemente sind. Diese Schwierigkeit löst sich nur dadurch, dass ein einfaches psychisches Prinzip stetig alle diskreten Teile informiert und sie so stetig verbindet.

Oder genauer gesprochen: Die einzelnen Elemente mögen ihre eigenen Wahrnehmungen haben; sie fließen aber zusammen in dem einen Bewusstsein der Seele, die alle einzelnen Wahrnehmungen in sich erlebt. Die Empfindungen der einzelnen Zapfen und Stäbchen der Netzhaut, können ebenso wie die Tast-, Schmerz-, Kältepunkte der Haut künstlich isoliert werden: es setzt sich aber bei den natürlichen Wahrnehmungen aus allen eine stetige Gesamtwahrnehmung zusammen.

Darnach erklärt Lipps die Ausfüllung des „blinden Fleckes“ folgendermassen:

„Die fragliche Lücke wird für die Wahrnehmung ausgefüllt, indem der Eindruck jedes Randpunktes des blinden Flecks — und durch ihn hindurch auch der vom Rande entfernteren Punkte — nach jedem anderen Punkte hinüberklingt oder „irradiert“.

Aehnlich hat auch bereits Wundt die Sache erklärt.

e. In bezug auf das Problem des Tiefenbewusstseins erklärt Lipps besonders gegen Stumpf, dass die dritte Dimension nicht wahrgenommen, sondern gedacht werde.

2. Der Grundgedanke der Lippschen Erklärung der Konsonanz ist der, dass die Verhältnisse der Schwingungszahlen der physischen Reize auch psychisch, freilich in der unbewussten Sphäre existieren. Aber gerade diese „unbewussten“ Empfindungsvorgänge stossen auf die grösste Schwierigkeit. Darum gibt er sich grosse Mühe, die darüber bestehenden Missverständnisse aufzuklären. Wenn man den Namen „unbewusst“ bei Seite lässt, ist seine „Theorie“ so harmlos als nur möglich.

„Niemand bezweifelt, dass mein Bewusstsein der Höhe eines Tones den Schwingungszahlen sein Dasein verdankt. Nun, in völlig analoger Weise verdankt meiner Anschauung zufolge das Bewusstsein der Konsonanz den Verhältnissen der Schwingungszahlen sein Dasein. Gewiss ist Konsonanz etwas ganz anderes als Verhältnis der Schwingungszahlen . . . Aber genau ebenso ist das, was ich Tonhöhe nenne, etwas völlig anderes, als eine bestimmte Schwingungszahl.“

Dem Konsonanz- wie dem Tonhöhenbewusstsein geht eine Kette von unbewussten Vorgängen voraus, angefangen von den einfachen Schwingungsverhältnissen bis zu dem Momente, der unmittelbar dem Bewusstsein vorausgeht.

„Dieses Glied oder Element nun wollen wir den ‚unbewussten Vorgang des Empfindens‘ nennen . . . weil daraus unmittelbar ein Bewusstseinsinhalt sich ergibt, den jedermann als einen Empfindungsinhalt zu bezeichnen pflegt.“

Nun aber müssen „die Teilvorgänge, die ich als die Empfindungsvorgänge bezeichnet habe, beide derjenigen Region angehören oder in die Region hineinragen, in welcher die von den verschiedenen Punkten und Gebieten der Körperperipherie herkommenden auf das Dasein von Empfindungsinhalten abzielenden Vorgänge zusammentreffen, und Elemente eines einheitlichen Zusammenhanges werden. Diesen Ort nun oder diese Region nenne ich die Seele, ohne es deswegen dem Physiologen zu verargen, wenn er sie lieber Gehirn- und Grosshirnrinde nennt . . . Nennen wir aber einmal jene Region ‚Seele‘, dann müssen wir natürlich auch die unbewussten Empfindungsvorgänge, von welchen bisher die Rede war, unbewusste seelische Vorgänge nennen. Ich verstehe also unter den ‚unbewussten seelischen Vorgängen‘, die den Tonempfindungsinhalten zugrunde liegen, die Endstadien des diesen Empfindungsinhalten zweifellos zugrunde liegenden, mit den physikalischen Reizen beginnenden, unbewussten Prozesses. Ich nenne sie aber so von dem Punkte an, wo sie nicht mehr isolierte Prozesse sind, sondern mit einander und mit gleichartigen seelischen Vorgängen in durchgängige Wechselbeziehung treten“ (127 f.).

Wir glauben, dass Lipps den Physiologen oder eigentlich den Gehirnpsychologen zu viel zugesteht, wenn sie als jene gemeinsame Region, in welcher die verschiedenen peripheren Eindrücke sich begegnen, das Gehirn bezeichnen. In dem Bewusstsein der Konsonanz wird nicht nur das Zusammenstimmen zweier Töne, sondern diese Töne selbst werden mehr oder

weniger deutlich wahrgenommen. Darum müssen auch in dem diesem Bewusstsein zu grunde liegenden Vorgänge die beiden Töne gleichzeitig gegeben sein. Das Gehirn kann zwei Töne nur durch zwei unterschiedene Partien gleichzeitig in sich darstellen. Sind sie aber an zwei unterschiedene Massenteilchen gebunden, dann kann kein einheitliches Bewusstsein ihres Zusammenklanges entstehen. Höchstens könnten sie ihre Erregung in ein gemeinsames drittes Feld überleiten; dann haben wir aber nicht mehr zwei, sondern nur einen resultierenden Ton.

Sehr energisch bekämpft Lipps die Helmholtzsche, lange Zeit als klassisch gegoltene Erklärung der Konsonanz und Dissonanz. Dieselbe findet bekanntlich die Konsonanz in der Freiheit von Schwebungen, die sich bei den dissonanten Zusammenklängen einstellen. Es beruht darnach die Disharmonie auf Interferenzerscheinungen, welche bei dissonanten Tönen eine Diskontinuirlichkeit, damit eine unangenehme Rauigkeit erzeugen. Dagegen bemerkt Lipps mit Wundt, dass es dissonante Intervalle gibt, welche keine Rauigkeit zeigen. Rauigkeit und Dissonanz sind überhaupt ganz verschiedene Begriffe, ganz verschiedene Bewusstseinslebnisse. Die Dissonanz ist keine Beschaffenheit der Töne, sondern ein Verhältnis, die Beziehung des Nichtzusammenpassens, der Gegensätzlichkeit, der Entzweiung nämlich zwischen zwei Tönen.

Vielleicht sagt man, das Dissonanzbewusstsein beruhe auf Rauigkeitsbewusstsein. Davon wissen wir aber nichts; es müsste also ein unbewusster Vorgang angenommen werden, was zur Theorie des Vf.s führt.

Man kann sich auch dissonante Zusammenklänge vorstellen: wo bleiben da die Schwebungen? Den Dreiklang kann man auch sukzessiv anschlagen, ebenso einen dissonanten Dreiklang. Auch da zeigt sich Konsonanz und Dissonanz. Hier sind aber doch Schwebungen unmöglich. Es gibt ja diskontinuirliche Konsonanzen.

„Keine Rede davon, dass jemals konsonante Töne durch Hinzufügung der Diskontinuität in dissonante sich verwandelten. Mancher hat eine rauhe Stimme, und doch sind die von ihm gesungenen Intervalle konsonant, wenn auch etwas getrübt.“

Helmholtz hat aber selbst gelegentlich einen andern Grund der Dissonanz angegeben. Der Molldreiklang in der Lage $g-c_1-es_1$ ist weniger konsonant als $c-es-g$, weil in ihm die Kombinationstöne As_1 und B vorkommen, welche zwar weder unter sich noch mit einem der einzelnen Töne des Dreiklanks störende Schwebungen bilden, aber nicht in den C-moll-Akkord hineingehören. Doch wie erklärt sich die Konsonanz? Dieselbe scheint Helmholtz keiner Erklärung bedürftig. Die Freiheit von Schwebungen ist doch etwas rein Negatives; Konsonanz aber ebenso wie Dissonanz etwas Positives. Es fragt sich aber: „Wie kann das Zusammentreffen zweier Elemente, die einzeln für ein bestimmt geartetes Bewusstseins Erlebnis ganz und gar keinen Grund in sich tragen, Grund sein für dies Bewusstseins Erlebnis?“ „Und wie verhält es sich

nun mit der Konsonanz und Dissonanz auf anderen Gebieten? . . . In beliebiger Richtung nebeneinander herlaufende, gerade, scharf gezogene Linien machen keinen konsonanten, sondern einen der Dissonanz entsprechenden Eindruck, obgleich hier für die Entstehung einer störenden Nebenempfindung, die mit den Tonschwebungen verglichen werden könnte, keine Gelegenheit ist. . . . Die Seele verlangt, dass die verschiedenen gleichzeitig wahrnehmbaren Linien in ihrer Grösse und Richtung einem gemeinsamen Gesetze gehorchen.“

Und wie ist es nun nach Helmholtz mit der Konsonanz und Dissonanz aufeinanderfolgender Töne? Hier können keine Schwebungen entstehen. Helmholtz findet es nicht für nötig, hier die Dissonanz zu erklären, sondern umgekehrt die Konsonanz. Diese ergibt sich aus der Klangverwandtschaft, in der Identität von Obertönen der aufeinander folgenden Klänge. Aber es folgen sich auch einfache Töne und zeigen die gleiche Konsonanz. Nach Lipps ergibt sich die Konsonanz und Dissonanz hier dadurch, dass der vorhergehende Ton noch in der Seele haften, freilich nicht so lebhaft wie beim Zusammenklang. Darum ist die Konsonanz und Dissonanz aufeinanderfolgender Töne nicht so lebhaft; sie nähert sich um so mehr der Konsonanz gleichzeitiger Zusammenklänge, je schneller die Aufeinanderfolge verläuft.

Die Theorie der Konsonanz von F. Krüger verwirft Lipps vollständig. Der durch die Differenztöne erzeugte Einklang bei der Konsonanz und verstimmte Einklang bei der Dissonanz sind Begleiterscheinungen, machen aber die Konsonanz und Dissonanz nicht aus. Etwa so wie zwei zusammenpassende Farben auf reinem oder schmutzigem Grunde gesehen werden. Der Schmutz des Grundes hebt die Zusammenstimmung der Farben nicht auf. Man kann ja auch neben einem konsonanten Intervalle noch jenen verstimmten Einklang künstlich erzeugen: die Konsonanz wird dadurch nicht aufgehoben.

Den Grundfehler der Theorie findet Lipps in der falschen Auffassung der Gestaltqualitäten. Wir müssen uns bewusst bleiben, „dass die Komplexqualität der Zusammenklänge und der Tonfolgen, sowie alle Komplexqualitäten auf Beziehungen beruhen. Und dann können wir natürlich die Komplexqualität, Konsonanz oder Dissonanz genannt, nicht auf irgend etwas reduzieren oder irgendwie ‚erklären‘, ohne zunächst die Beziehung ins Auge gefasst und die Frage gestellt zu haben, wie denn diese Beziehung der Konsonanz und Dissonanz, oder genauer wie das Bewusstseinerlebnis dieser Beziehung, wie mit einem Worte das Bewusstseinerlebnis der eigenartigen Zusammengehörigkeit oder Nichtzusammengehörigkeit, Verwandtschaft oder Fremdheit zwischen zwei Tönen uns verständlich werden könne.“

Nun aber hat es „ebensowenig Sinn, diese Beziehung zurückführen zu wollen auf ein drittes gegenständliches Element, das irgendwie zu den in Beziehung stehenden Elementen hinzutritt, als es Sinn hätte, zu sagen, die Harmonie zweier Farben bestehe im Hinzutreten einer dritten Farbe.“

Uebrigens fehlen bei sehr tiefen Tönen die Differenztöne: Wie soll hier die Konsonanz und Dissonanz erklärt werden?

An Stumpf richtet Lipps auch jetzt wieder die Frage: Was ist die Verschmelzung, welche die Konsonanz ausmachen soll? Nun, Einheit zweier Töne. Aber das Wort Einheit hat so mannigfache Bedeutung, dass man es ohne nähere Erklärung in keinem Falle gebrauchen sollte. Im Grunde muss Stumpf eine numerische Einheit oder Annäherung an dieselbe verstehen. Aber die Unmusikalischen nehmen oft einen Ton wahr, wo die Musikalischen die zwei hören. Also wäre die Konsonanz für beide verschieden?

„Stumpf gibt an einer Stelle zu verstehen, was den Sinn der ‚Verschmelzung‘ ausmache, könne man schliesslich mit Worten nicht eigentlich verständlich machen. Wie die Verschmelzung sich ausnehme, müsse man eben hören. In der Tat wird dies das letzte Mittel sein. Aber dies Mittel entscheidet zugleich am sichersten gegen die Identifizierung von aktueller Verschmelzung und Konsonanz. Ich höre zwei Töne gleichzeitig und finde in meiner Gesamtempfindung eine Weise derselben, sich zu verhalten, vor, die ich mit Fug und Recht als Verschmelzung bezeichnen kann. Ich höre dann die gleichen Töne, nur dass der eine schwächer geworden ist, und finde eine andere Weise derselben, sich zu einander zu verhalten, vor, nämlich ein stärkeres Ineinanderfliessen. Ich höre zum dritten Male die gleichen Töne, verwende aber auf ihre Auffassung geringere Aufmerksamkeit, und finde, wenn ich mich des Erlebten erinnere, wiederum diese zweite Weise der Töne sich zu einander zu verhalten. Ich höre endlich die Töne nacheinander, und finde in meinem Gesamtempfinden von jenem Verhalten der Töne zu einander, wie ich es beobachtete, als die Töne gleichzeitig gegeben waren, schlechterdings gar nichts mehr. . . . Die Konsonanz der Töne aber ist in allen diesen Fällen dieselbe.“

Nach Stumpf ist die Wohlgefälligkeit kein wesentliches Merkmal der Konsonanz. Aber

„wenn wir in der Dämmerung Farben nicht unterscheiden können, wenn beim Uebergang von einer Farbe zur andern die ‚Vorstellung‘ der einen mit der Wahrnehmung der andern ‚verschmilzt‘, wenn bei schlechter Beleuchtung die Gliederung eines Gebäudes undeutlich wird, oder die Gegenstände unserer Umgebung zusammen oder ineinander ‚fliessen‘, ist dies Konsonanz? Nein. Und warum nicht? Weil uns hier nicht so zumute ist, wie uns bei der musikalischen Konsonanz zumute zu sein pflegt.“

Aber Stumpf bemerkt,

„dass die isolierten Intervalle ihren Gefühlswert seit dem Altertum wesentlich verändert haben. Bei den Alten finden wir die Oktave als angenehmste und schönste Konsonanz bezeichnet. Im Mittelalter wurde eine Zeitlang die Quinte als schönster Zusammenklang gepriesen. Gegenwärtig werden wir geneigt sein, die Terz als das süsseste, wohl lautendste Intervall zu bezeichnen.“

Das beweist nur, dass die Disposition des Geniessenden wesentlich mit zu dem Wohlgefallen beiträgt. Je einfacher der Empfindende, desto einfachere, klarere Verhältnisse gefallen ihm.

Gegen die Wundtsche Theorie hat Lipps im allgemeinen einzuwenden, dass die verschiedenen von ihm geltend gemachten phonischen und metrischen Faktoren allerdings zur Konsonanz beitragen, sie modifizieren können, im Grunde sie aber schon voraussetzen, das aller Konsonanz Gemeinsame nicht erklären. Dazu gehört die Einfachheit; bei der Konsonanz fallen Kombinationstöne zusammen, bei der Dissonanz nicht. Aber nicht die Mannigfaltigkeit, sondern die der Klarheit widersprechende Mannigfaltigkeit macht die Dissonanz. Aehnliches gilt von den Schwebungen und verstimmten Einklängen.

Das metrische Element der Konsonanz liegt nach Wundt darin, dass z. B. mit Rücksicht auf die Schwingungszahlen

„die Tonstrecke zwischen *C* und *c* durch den Ton *G* in zwei gleiche Teile geteilt wird, und ebenso die grosse Terz in der Mitte liegt zwischen dem Grundton und der Quint. Aber das Prinzip der gleichen Teilung konsonanter Intervalle gilt nur, soweit dabei die Schwingungsverhältnisse genügend einfache bleiben, oder was dasselbe sagt, soweit die Teilung konsonante Intervalle gibt.“

Das meiste Gewicht legt Wundt auf die Klangverwandtschaft, die direkte und indirekte. Erstere besteht darin, dass zwei konsonante Klänge viele Obertöne gemein haben. Aber das Ergebnis des Zusammenklings könnte nur sein, dass die gemeinsamen Töne sich verstärken. Wenn der gemeinsame Ton nicht das ganze Wesen der beiden Klänge bestimmt, kann er sie nicht verwandt machen. Aber selbst dann haben wir keine Konsonanz. „Irgend ein Geschmack, z. B. ein süsser Geschmack oder ein Vanillegeschmack, sei verschiedenen Geschmächen beigemischt. Dieser Geschmack steht nicht neben dem Geschmack, den die Speisen im übrigen haben, sondern er durchdringt sie. Dann wird doch dadurch nicht eine innere Verwandtschaft der Geschmäcke hergestellt, es sei denn, dass der gemeinsame und die verschiedenen Geschmäcke durchdringende Beigeschmack zu den Grundgeschmächen passt. Im übrigen aber: Worauf beruht es denn, dass die Teiltöne der Klänge so innig sich durchdringen, oder zu der Einheit des Klanges verschmelzen? Die Antwort lautet: Auf ihrer Konsonanz.“ Dabei wird aber wieder vorausgesetzt, was zu erklären ist.

Wo die direkte Klangverwandtschaft versagt, nimmt Wundt die indirekte zu Hilfe, die darin besteht, dass zwei Töne als Teiltöne eines Klanges vorkommen; *c* ist mit *g* verwandt, weil *c* erster, *g* zweiter Oberton von *C* ist. Aber nehmen wir einmal an,

„ich habe zwei Objekte, die sich innerlich fremd gegenüberstehen, d. h. keinen gemeinsamen Grundzug aufweisen, immer mit demselben Objekte erfahrungsmässig zu einem Ganzen sich zusammenschliessen müssen. Dann entsteht daraus zweifellos ein immer deutlicherer Eindruck der Zusammengehörigkeit, nicht der inneren Zusammengehörigkeit oder der Verwandtschaft, des Zusammenstimmens usw.: Dieselben müssen zu einander passen.“

Durch die öftere Erfahrung kann die Eindringlichkeit des Zusammenpassens gefördert, nicht hergestellt werden.

Gegen alle dargelegten Theorien führt Lipps zwei entscheidende Tatsachen an. Erstens erklären sie nicht, warum die Konsonanz in ihrer Vollkommenheit nicht mit dem Wohlgefallen parallel geht, warum z. B. die Terz wohlklingender ist als die Oktav. Dagegen

„überall da, wo mehrere durch einen gleichen Grundzug, eine identische Grundform, einen gemeinsamen Grundrhythmus, ein einziges Grundgesetz innerlich an einander gebunden sind, wird das Ganze erfreulicher, wenn das Gemeinsame unbeschadet seines deutlichen Heraustretens und seiner herrschenden Stellung in eigenartiger, auseinandergehender, schliesslich gegensätzlicher Weise sich ausgestaltet, wenn ein Gleichgewicht in der Unterordnung unter das Gemeinsame oder in der Einordnung in dasselbe stattfindet. Es liegt mit einem Worte in der Natur desjenigen, was wir als innerlich einheitlich oder als verwandt bezeichnen, dass es Gegenstand grösserer Befriedigung ist, wenn eine eigenartige und gegensätzliche Bildung des Verwandten der Verwandtschaft gegenübertritt.“

„Die zweite Tatsache, welche gegen alle jene Theorien spricht, ist die Unfähigkeit, die „Konsonanz der Tonfolge“ befriedigend zu erklären.“

Nach Lipps erklärt sich auch die Melodie auf grund der physikalischen Schwingungsverhältnisse, welche in die entsprechenden rhythmischen seelischen Schwingungen sich umsetzen. Der Grundgedanke ist, dass der zweiteilige Rhythmus der natürlichste ist, und darum die Seele aus ihm herausgedrängt durch einen drei-, fünf-, siebenteiligen Rhythmus zu ihm als ihrer Ruhelage zurückstrebt:

„Treffen Töne zusammen, die sich zu einander verhalten wie $2^n : 3, 5, 7$ usw., so besteht eine natürliche Tendenz der letzteren zu den ersteren hin; es besteht eine Tendenz der inneren Bewegung, in den ersteren zur Ruhe zu kommen. Jene ‚suchen‘ diese als natürliche Basis, als ihren natürlichen Schwerpunkt, als ihr natürliches Gravitationszentrum. Dies ist naturgemäss um so mehr der Fall, je kleiner das n ist; n ist aber am kleinsten, wenn es gleich 0 ist. Und 2^0 ist gleich 1; d. h. die vollkommenste Ruhelage und das letzte Gravitationszentrum solcher Töne bleibt immer der absolute Grundrhythmus.“

Diese Erklärung der Melodie erscheint uns durchaus unbefriedigend. Zuerst muss bemerkt werden, dass die Auffassung derselben als eines Strebens nach Ruhe durchaus einseitig ist. Allerdings verlangt das Ohr nach dem Grundton zurückzukehren, besonders am Schlusse; aber ebenso stark und noch stärker ist die Tendenz, aus der Ruhelage des Grundtons hinauszugehen. Man kann zum mindesten zweifelhaft sein, welche Teile der Melodie, die aus der Ruhe hinausgehenden oder die zurückkehrenden, dem Ohre mehr Wohlgefallen bereiten. Dieses Wohlgefallen ist übrigens durchaus keine blosse seelische Befriedigung, die wir in der Ruhe nach Unruhe empfinden, sondern eine positive Lust an der Folge von Tönen. Freilich bietet die Melodie auch rein seelisches Wohlgefallen, sie ist so ausdrucksvoll, so innig, so gefühlserregend durch das Tempo, durch

Wiederholung von Tönen, durch Anhalten derselben usw., dass mathematische Verhältnisse der Tonfolge dies nicht zu erklären vermögen.

Aber selbst die Beruhigung, die in der Rückkehr zum Grundton als Gleichgewichtslage liegen soll, ist nicht zuzugestehen. Die Zweiteilung, der Zweivierteltakt hat vor der Dreiteilung, dem Dreiviertelakte nicht den entscheidenden Vorzug, den Lipps dafür in Anspruch nimmt. Mit derselben Leichtigkeit, mit welcher man vom Dreivierteltakt zum Zweivierteltakt übergeht, geht man auch vom Zweivierteltakt zum Dreivierteltakt über. Oder besser gesagt: Der störende Eindruck, den im Augenblick der Uebergang vom Zweivierteltakt zum Dreivierteltakt macht, findet sich auch beim Rückgang des Dreivierteltaktes zum Zweivierteltakt. Man denke nur an die im Zweivierteltakt angewandten Triolen. Was in der bewussten Sphäre der Seele so klar uns vorliegt, kann auch nicht in der unbewussten Sphäre sich anders verhalten.

Eingehend widerlegt Lipps die ganz neue Theorie der Melodie von M. Meyer. Die Tonika, d. h. der befriedigende Schlussston der Melodie, müsste nach diesem Musiktheoretiker die Quarte sein. Die Melodien, welche auf der diatonischen Tonleiter aufgebaut sind, schliessen aber nicht so. Also beruhen sie nicht auf der diatonischen Tonleiter. Diese muss darum umgebildet werden.

An die Stelle der Quart muss die natürliche Septime der Quint, an die Stelle der Sext die Sekunde der Quint (8:9) gesetzt werden. $C:F$ muss nicht 3:4, sondern 16:21, $C:A$ nicht 3:5, sondern 16:27 werden. Damit bekommt nun C die Bedeutung der Tonika.

Dagegen Lipps:

„Aut grund dieser Vorstellung von der ‚alten Theorie‘ findet Meyer überall in Melodien Töne, oder er findet ganze Melodien; mit denen seiner Ueberzeugung nach die alte Theorie gar nichts anzufangen weiss. Das sind Phantasien. In jedem der Fälle, die Meyer anführt, ist die Deutung für die ‚alte Theorie‘ vollkommen klar. Die alte Theorie hat ihre darauf bezüglichen und jedermann bekannten Regeln.“

3. Die letzte Abhandlung der „Psychologischen Studien“ ist dem Relativitätsgesetz gewidmet. „Diesem Gesetze zufolge ist die Quantität jedes Ganzen einzig bestimmt durch den Grad der Einheitlichkeit des Ganzen“. Dabei ist zu bemerken, dass der Vf. unter Quantität nicht die physische Grösse des Ganzen, sondern dessen „Eindrucksfähigkeit“ versteht, und unter Gesamtquantität

„die Eindrucksfähigkeit, die ein Ganzes als Ganzes besitzt. Dann haben wir in dieser Gesamtquantität einen Begriff gewonnen, der dem Begriff Gesamtqualität (Gestaltqualität) durchaus entspricht. Wir dürfen sagen: Wie jedes Ganze seine Gesamtqualität, so hat es auch seine Gesamtquantität; und diese steht der gemessenen Grösse, d. h. derjenigen, die gleichbedeutend ist mit der Grösse eines Teiles + der Grösse eines andern Teiles usw., genau ebenso gegenüber wie die Gesamtqualität der Qualität eines Teiles + der Qualität eines andern Teiles usw. gegenübersteht.“

Fragt man, wonach sich diese Gesamtquantität bestimmt, so lautet die Antwort:

„Sie bestimmt sich nach der Menge der Teile, die unterschieden werden können, oder kurz nach dem Umfang des Ganzen; und sie bestimmt sich andererseits nach dem Grade, in welchem das Ganze ein Ganzes ist, oder nach dem Grade der Innigkeit, in welcher die Teile zum Ganzen verbunden sind, mit einem Worte nach dem Grade der Einheitlichkeit“ (236 f.).

Mir will dagegen scheinen, dass der Grösseneindruck um so stärker ist, je weniger die Teile einheitlich zusammengefasst werden können.

Das Webersche Gesetz ist Lipps nur „ein Spezialfall des allgemeinen Relativitätsgesetzes der Quantität von Ganzen.“ Dies wird auch durch die so entgegengesetzten Ergebnisse der beiden Methoden zur Bestätigung des Weberschen Gesetzes: der minimalen Aenderungen und der mittleren Abstufungen, bestätigt, welche ganz Verschiedenes messen, nämlich jene Verschiedenheiten oder Grössen des Wachstums, diese Unterschiede oder Grössen, um welche Intensitäten wachsen, allgemeiner gesagt, jene Relationen, diese Gegenstände, die in Relationen stehen.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur. Von Gustav Portig. I. Band: In der Mathematik, Physik und Chemie (XII, 332 S.); II. Band: In der Astronomie und Biologie (XII, 552 S.). Stuttgart, Max Kiemann. 1903/04.

Der Verf. will gegenüber dem bisherigen Monismus in Naturwissenschaft und Philosophie, dessen letzte Vertreter auf naturwissenschaftlicher Seite v. Helmholtz, auf philosophischer Seite v. Hartmann sein sollen (318), die dualistische Weltanschauung als notwendige Forderung der Entwicklung der modernen Naturwissenschaft aufweisen (VII, 18, 25) und damit einen Beitrag zur Begründung des wahren Gottesbegriffes bieten (27). Zwar führt er die Aufgabe, die er im Sinne des Aristoteles der Philosophie setzt, aus den von den einzelnen Wissenschaften abgeleiteten Gesetzen wenige allgemeine Prinzipien oder Weltgesetze zu finden, nicht ganz durch, sondern versucht nur ein Prinzip, das des kleinsten Kraftaufwandes, wahrscheinlich zu machen (27). Er will durch seine Metaphysik dieses Weltgesetz erringen, indem er sie aufsteigen lässt von der Mathematik zur Physik, Chemie und Astronomie, von der Biologie (Botanik, Zoologie, Physiologie) zur Sprache, von dieser zur Kunst und Philosophie, bis endlich all dieser Ertrag gipfelt in der Religion, die erst das allgemeinste und das indi-

viduellste Geistesbedürfnis des ganzen Menschen zugleich befriedigen kann (VIII).

Das ist zweifellos eine gewaltige Aufgabe, und ich meinerseits kann den Versuch nur aufs freudigste begrüßen, da er einer der ersten Versuche in dem Sinne der heute immer mehr einleuchtenden Notwendigkeit ist, die theistische Weltanschauung auf den gesamten Unterbau einer modern-naturwissenschaftlichen und modern-philosophischen Weltkritik zu gründen. Und doch will mir die rechte Freude an dem Werke nicht aufkommen.

1. Es ist mir nach den Andeutungen dieses ersten Bandes nicht ganz klar, wie eigentlich der Gottesbegriff und der Theismus P.s aussehen. Allerdings bewegt sich der Band auf naturphilosophischem Gebiete im engsten Sinne, wenn auch an vielen Stellen Exkurse in das metaphysisch-religiöse, ja sogar christlich-dogmatische Gebiet vorkommen. Ich hoffe, dass der dritte (Schluss-) Band das religiöse Problem prinzipiell behandelt und eine klare Anschauung und Kritik ermöglicht.

2. a. Der Verf. will seinen Dualismus konsequent in der ganzen Wirklichkeit durchführen. Er meint, die Philosophie könne nur zu einem negativen, nicht zu einem positiven Absoluten gelangen, wenn der Begriff der Quantität der alleinige, allbeherrschende Urbegriff sei (10). So setzt er denn überall zur Quantität die Qualität (19). P. sagt nirgendwo, was er unter Quantität und Qualität verstanden wissen will, denn die Ausdrücke „negativste Kraftverminderung“ für die erste und „positivste Kraftsteigerung“ für die zweite (19) können doch nicht als Begriffsbestimmungen gelten; — und sind denn nicht Kraftverminderung und Kraftsteigerung in demselben Sinne Qualität? Er hätte den Gesichtspunkt angeben sollen, von dem aus sich nach seiner Meinung die Realitäten der Wirklichkeit genau und eindeutig in die Kategorien Quantität und Qualität sondern lassen. Dass er dies nicht tut, ist einer seiner verhängnisvollsten Fehler.

b. P.s Stellungnahme ist wesentlich von der Reaktion gegen Hegels Philosophie mitbestimmt (vgl. z. B. 8 ff.). Sicherlich wird man, wenn man Hegels Urbegriff der Quantität zu Grunde legt, nie zu einem positiv Absoluten kommen. Es ist aber falsch, wenn P. meint, dass der Monismus in Naturwissenschaft und Philosophie die Quantität in demselben Sinne als Urbegriff aufstelle. Wenn fast die gesamte moderne Naturwissenschaft alle Vorgänge — sagen wir vorläufig der anorganischen Natur — nach ihrem Ausdruck auf Quantitäten zurückführt, so ist dies nur ein kurzer, meinetwegen auch irreführender Ausdruck für das Prinzip, dass alle Naturgesetze lediglich Ausdrücke für die mechanischen Wirkungen von Druck oder Stoss der Massen seien. Es fällt der Naturwissenschaft aber gar nicht ein, die Materie, wie es z. B. Descartes getan, in blosse Quantität aufzulösen, vielmehr bildet dieselbe auch für

sie durchweg eine positive Qualität. Zwar nimmt sie keine Kraftsteigerung im Sinne P.s an. Sie kann das gar nicht, weil es ihrem Satz von der Erhaltung der Energie widerspricht. Es gibt in der Natur nur Kraftumsätze, im besten Falle Kraftauslösung. Somit ist der Weltprozess, wie ihn sich P. auch im Gebiete der anorganischen Natur denkt (19), naturwissenschaftlich unmöglich, und hier liegt wohl der schwerste naturwissenschaftliche Fehler P.s. Er leugnet tatsächlich die volle Geltung des Energiegesetzes (159 ff.). Die Beweise, die er dafür anführt, beweisen nichts anderes, als dass er sich die Tatsachen nach einer im voraus konstruierten Idee zurecht legt, ohne den Geist der Naturwissenschaft konsequent durchzuführen, ja ohne die naturwissenschaftlichen Tatsachen und Erklärungen ganz zu kennen oder kennen zu wollen. Auf jeden Fall bedurfte die für seine Ideen grundlegende Auffassung eines strengen wissenschaftlichen Beweises. Ohne Zweifel hat P. mit seiner positiven Kraftsteigerung recht, sobald er auf dem gesamten Gebiete des Organischen im weitesten Sinne (Menschengeist, Kunst) gegen die monistische Naturwissenschaft auftritt. Nicht recht aber hat er hier mit seinem Dualismus von Quantität und Qualität, denn hier gibt es, genetisch betrachtet, nur Qualität. Es fragt sich, ob nicht die energetische Bewegung in der modernsten Naturwissenschaft die Begriffe Quantität und Qualität verschieben und eine grössere Einheitlichkeit für die organische und anorganische Natur schaffen kann. Die Naturwissenschaft vertritt also weder in der älteren, noch in den guten Elementen der neuesten Auffassung die Anschauung, die P. bei ihr voraussetzt. P.s Dualismus ist weder für seinen Theismus nötig, noch auch im allgemeinen naturwissenschaftlich und philosophisch richtig.

Es war für mich auf die Einleitung hin von vornherein sicher, dass P. zu der alten Auffassung eines Zusammen von Stoff und Kraft oder, um mit Locke zu reden, zur Objektivität der sekundären Qualitäten kommen musste. So ist es in der Tat (vergl. z. B. 237). Ja, er geht noch weiter, indem er neben der Materie der Energie Substantialität beilegt (124). Es ist nicht gerade recht ersichtlich, warum nicht die Medien des Aethers und der Luft in Wegfall kommen, da das Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes es so verlangt, indem die Natur bei selbständigem Stoff und selbständiger Energie gewiss auch ohne jene Medien wirken kann. Merkwürdigerweise hat Newton gerade gegen diese Auffassung das Gesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Worten formuliert, dass die Natur nichts vergebens tue.

c. Auf einen dritten prinzipiellen Fehler P.s habe ich bereits einmal hingewiesen, und im Grunde hängen die beiden besprochenen Punkte irgendwie damit zusammen. Der Fehler besteht darin, dass P. trotz all seiner umfassenden Verwertung der Naturwissenschaft doch noch zu viel *a priori* philosophiert und unter allen Umständen seine durch

irgendwelche philosophischen oder gar theologischen Voraussetzungen für ihn sichergestellten Ideen in der Wirklichkeit wiederfinden will. Schon in dem ersten Punkte habe ich ein Beispiel dafür erwähnt (159 ff.). Als weiteres gut illustrierendes Beispiel, das aber eigentlich die Grundlage seiner ganzen Naturphilosophie umfasst, mag dienen, dass er das Gesetz der 2, der 3 und die Proportion 2 : 3 in allen möglichen Verhältnissen der Mathematik, Physik und Chemie entdecken will. Dass er dabei die Tatsachen manchmal zwingt (z. B. 196), dass Ungenauigkeiten irgend welcher Art mit unterlaufen (z. B. 55), dass mancher tatsächlicher Bestand solcher Gesetze nur ein vorläufiger ist, der bei weiterem Forschen wegfallen kann (z. B. 231), dass endlich die Gesetze manchmal auf Grund unbewiesener philosophischer (z. B. 47) oder theologischer (z. B. 54) Voraussetzungen, ja sogar solcher, die gerade bewiesen werden sollen (z. B. 48), in der Natur gefunden werden, ist wohl leicht zu verstehen. — Man könnte mir entgegen: Es haben sich die von P. aufgestellten Gesetze der Mathematik auf dem Boden der Wirklichkeit entwickelt, und nun weist P. eben ihre Grundlage in der Natur auf. Aber gerade hier zeigt sich wieder, wie wenig voraussetzungslos P. gearbeitet hat. Er sagt (44):

„Die zahllos möglichen Individualitäten in der Zahlenwelt lassen sich zurückführen auf die beiden Urzahlen 2 und 3. Nach rückwärts ist durch Abstraktion die 1 aus der 2 abgeleitet, nach vorwärts durch eine neue Schöpfung, die 3.“

P.s Gesetze sind keine Gesetze der Mathematik, sondern seine eigenen Ideen, die er, weil es ihm so zu seinem Weltgesetz passt, überall in der Natur bestätigt sehen möchte. Sein Postulat der Urzahlen 2 und 3 kann zwar in dem System der Mathematik, wo es auf rein abstrakte Größenverhältnisse ankommt, richtig sein, ebenso richtig ist hier auch das Postulat etwa der Urzahlen 1 und 2. P. hätte kennen und benutzen müssen, was die Psychologie und die Kulturgeschichte über den Ursprung des Zählens und der Zahlwörter lehren, dann wären seine Ausführungen wohl richtiger geworden, allerdings auf Kosten der Beweiskraft für seine Idee. Er hätte bedenken sollen, dass Zahlensymbolik treiben im allgemeinen ein schematisierendes, wenn auch mitunter geistreiches Spiel, aber keine Erforschung der Wirklichkeit ist, und dass sich überall, wo mit Zahlen gerechnet wird, gewisse Verhältnisse, natürlich unter Vernachlässigung von Umständen, nach Belieben aufzeigen lassen. Dieses Schematisieren rüttelt an den Grundlagen seines Buches, weil — man vergleiche nur die Einleitung — seine Idee von den Urzahlen für seine tiefste Philosophie mitbestimmend ist.

Wenn der Verf. einmal meint (V), er biete in seinem Buche eine Naturphilosophie, so muss die Auffassung ja schon nach einer späteren genaueren Darlegung (27) eingeschränkt werden. Aber auch die beiden

zuletzt besprochenen Fehler zeigen, dass man keine eindringende, allseitige Naturphilosophie in dem Werke suchen darf. Ich gestehe aber, dass mir eine solche lieber gewesen wäre, als die Durchführung eines Weltgesetzes, die unausbleiblich zu Einseitigkeiten führen musste. Eine grössere naturwissenschaftliche Vorbildung, als sie P. für diesen Zweck besitzen muss, war auch für jenen höheren Zweck kaum nötig. Allerdings glaube ich nicht, dass wir sehr fruchtbare Resultate und neue Einblicke aus P.'s Naturphilosophie erhalten würden. Denn sein Zurückgreifen auf die Empfindung des naiven Menschenverstandes in bezug auf die Begriffe Kraft und Stoff lässt wohl wenig Weiter- und Tieferbildung zu. Daher mag es auch kommen, dass der erste Band nicht viele neuen Gedanken und noch weniger Gesichtspunkte bietet; denn die Durchführung des Prinzips vom kleinsten Kraftaufwande war im allgemeinen für Mathematik, Physik und Chemie lediglich eine eklektische Arbeit. Der Schwerpunkt des Werkes liegt diesen Umständen gemäss in den folgenden Bänden, die erst tatsächlich Neues bringen können. An wesentlich neue und fruchtbare Ergebnisse, z. B. an einen Einblick in das grosse biologische Problem, den der Verf. erhoffen lässt, glaube ich allerdings auch hier nicht. Lotze hatte sich in seinem „Mikrokosmos“ eine ähnliche Aufgabe wie unser Verf. gestellt und war glücklicher in der Lösung. Ein Vergleich zwischen beiden Philosophen würde zeigen, was P. fehlt: Lotze sah die realen Beziehungen, P. sucht nach mathematischen.

Trotz der Mängel des ersten Bandes stehe ich nicht an, das Studium desselben unseren Philosophen zu empfehlen. P. hat in zweifellos geschickter Weise ein riesiges Tatsachenmaterial bis in seine modernsten Ausbildungen hinein philosophisch verwertet und gibt dazu eine vorzügliche Literaturlauswahl. Selbst wer auf völlig anderem philosophischen Standpunkte als der Verf. steht, kann sich — auf Grund seiner Darlegungen — der Ueberzeugung gar nicht verschliessen, dass doch ein gewaltiger philosophischer Wert in der Naturwissenschaft steckt. —

Die vorstehenden Zeilen, deren Publikation durch Umstände verzögert wurde, geben den frischen Eindruck wieder, den das Studium des ersten Bandes auf mich machte. Jetzt, wo der zweite Band vorliegt, muss ich das Gute, das ich von dem Verfasser berichtete, derart einschränken und das Mindergute derart betonen, dass das erstere gegen das zweite stark zurücktritt. Die Natur ist völlig der Willkür dieses Philosophen anheimgegeben, er schaltet und waltet mit den Tatsachen, wie es seine Idee gerade verlangt. Schliesslich war das von vornherein auch schon zu erwarten. Das Prinzip des kleinsten Kraftaufwandes gilt zwar in beschränkter Masse in der Natur, am sichersten wohl in der speziellen mathematischen Form, die Gauss ihm gegeben hat, aber zu einem Weltgesetz, dem sich alles fügen muss, kann es nur grosse Ein-

seitigkeit stempeln. Der Fehler der willkürlichen Konstruktion, den ich in der Besprechung des ersten Bandes schon tadelte, hat sich im zweiten Band in einer solchen Weise ausgewachsen, dass der Verf., dem im ersten Teil schon manche naturwissenschaftliche Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten unterlaufen waren, unter dem Banne seiner philosophischen Lieblingsideen gar nicht mehr zu entschuldigende naturwissenschaftliche Verstöße begeht und in eine Philosophie hineingerät, die der Schellings um nichts nachsteht. Für diese beiden Ausstellungen je ein Beispiel: Bekanntlich hat Ostwald den Vorschlag gemacht, an Stelle des Wasserstoffs das Verbindungsgewicht des Sauerstoffs als Einheit der Verbindungsgewichte anzusprechen und dafür die runde Zahl 16 zu nehmen; aus leicht verständlichen Gründen ist man diesem Vorschlage fast allgemein gefolgt. Dagegen erhebt Portig (II 99) flammenden Protest:

„Es ist erstaunlich, was die Herren da wagen, weil sie nicht einmal von den Naturforschern anderer „Spezialitäten“, geschweige denn von den Philosophen kontrolliert werden. Wie nennt man es denn, wenn Philologen oder Theologen eine wichtige Handschrift, Juristen ein wichtiges Gesetz zu ihrer Bequemlichkeit „abrunden“ d. h. fälschen wollten? Die irrationalen Atomgewichte aber sind eine Handschrift der Natur, sind ein Eigentum der Gesamtwissenschaft, und durch sie der Menschheit. In deren Namen erhebe ich den schärfsten Widerspruch gegen das angegebene Verfahren gewisser Chemiker.“

Portig übersieht in seinem Eifer, dass man die den Verbindungsgewichten zu Grunde liegende Einheit beliebig wählen kann, weil wir eben nur relative Verbindungsgewichte kennen. Zur Charakteristik der Naturphilosophie Portigs diene folgende Stelle (II 127):

„Vermöge derselben (der Achsendrehung) schliesst der Weltkörper sein Inneres ab gegen die ihn umgebende Aussenwelt; dieser unveränderliche Faktor bildet den roten Faden innerhalb seiner ganzen Entwicklung . . . Vermöge seiner Achsendrehung und während derselben bindet er alle seine Teile an seinen ideellen Schwerpunkt, und stösst gleichzeitig alles ihm Fremde ab. So entwickelt sich aus seiner Achsendrehung eine Kraft, welche in sich selbst doppelseitig ist, nur in Form eines Gegenstückes existieren kann: als Anziehung und Abstossung.“

Der zweite Teil des II. Bandes, die Biologie, stellt nur ein Hineinragen der philosophischen Ideen Portigs in den Vitalismus älterer Ordnung dar.

Dass ich den zweiten Band nicht empfehlen kann und die Empfehlung des ersten, der durch den zweiten Band vielfach in ein wesentlich ungünstigeres Licht gerückt wird, nun bedeutend einschränken muss, ist nach den vorstehenden Erörterungen klar. Aber wenigstens ein Verdienst hat der Verf., nämlich eine gewisse Anregung gegeben zu haben zur philosophischen Bearbeitung der naturwissenschaftlichen Resultate und Methoden, zum engsten Anschluss der christlichen Philosophie an

die positiven Wissenschaften und zur weitgehendsten Berücksichtigung der gesamten kritischen Arbeit der neuzeitlichen Philosophie.

Düsseldorf.

Aloys Müller.

Lehrbuch der Philosophie auf aristotelisch-scholastischer Grundlage. Zum Gebrauch an höheren Lehranstalten und zum Selbstunterricht. 2. Band: **Kosmologie und Psychologie**. Von Alfons Lehmen S. J. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1905. gr. 8. XIX, 540 S.

Eine ausführliche Inhaltsangabe der ersten Auflage des vorliegenden Bandes des Lehrbuchs der Philosophie von Lehmen findet sich im 4. Heft des ‚Phil. Jahrbuchs‘ 1901, 440—442.

Da in dieser zweiten Auflage die Anordnung des Stoffes die gleiche geblieben ist, auch die dort vertretenen Anschauungen in nichts geändert wurden, so genügt es hier, betreffs des Inhalts auf das erwähnte Heft des ‚Phil. Jahrbuchs‘ hinzuweisen und bloss diejenigen Partien namhaft zu machen, welche neu aufgenommen wurden. Der Verf. spricht sich im Vorwort folgendermassen darüber aus:

„Obschon die nun vorliegende Auflage an Seitenzahl die erste nur um weniges übertrifft, darf sie sich doch eine vermehrte nennen. Durch engeren Druck und häufige Anwendung von Kleindruck ist der Inhalt der Seiten gewachsen und der Gesamthalt nicht unbedeutend vermehrt worden. Zusätze von grösserem Umfange finden sich in der Kosmologie bei der Frage von den spezifischen Sinnesqualitäten, in der Psychologie bei der Besprechung der Substantialität der Menschenseele. An letzter Stelle wurde der psychophysische Parallelismus . . . in seinem systematischen Zusammenhange dargelegt und zurückgewiesen. Kleinere Zusätze wurden in der Tierpsychologie [in den Kapiteln über die Existenz der Tierseele und über die substanzielle Unselbständigkeit derselben] und in der Psychologie des Menschen [bei den Kapiteln über die sinnliche Erkenntnisform und über die Begründung der aristotelisch-scholastischen Erkenntnistheorie] angebracht. Der Passus vom Ursprung des menschlichen Leibes, welcher der Psychologie als Anhang beigegeben war, ist der Abhandlung vom Ursprung des Lebens in der Natur zugeteilt worden. Verbesserungen, die dem Gedanken einen genaueren und leichter verständlichen Ausdruck geben, finden sich nahezu auf jeder Seite.“

Um es gleich zu sagen: auch dieser zweite Band hat wie der erste¹⁾ einen sehr günstigen Eindruck auf mich gemacht. Es ist heute keine leichte Sache, eine allseitig befriedigende Kosmologie und Psychologie zu schreiben. Die Anforderungen, die man, infolge des gesteigerten und immer vorwärts drängenden Interesses an kosmologischen und psychologischen Fragen, an ein solches Lehrbuch stellt, sind in sich schon hoch

¹⁾ Siehe diese Zeitschrift 1. Heft 1905, 86—91.

genug; dazu kommt die Weitschichtigkeit allein schon des positiven zu bearbeitenden Materials, ganz abgesehen von der spekulativen Schwierigkeit des Gegenstandes in sich und der Unsicherheit und Unge-sichertheit vieler aus den Naturwissenschaften zu entlehrenden Ergebnisse. Alle Achtung darum vor einer Leistung wie die vorliegende! Nach der spekulativen Seite befriedigt Lehmen, im Rahmen des gesteckten Zieles, durchaus. Nie bleibt er an der Oberfläche haften. Auch die angewandte Methode und die sprachliche Form heben das Buch weit über viele andere Lehrbücher dieser Art empor. Die Verdeutschungen scholastischer Definitionen und *termini technici* sind stets gelungen, nicht selten unübertrefflich.

Möge nun auch noch die positive Seite des Buches auf gleiche Höhe gehoben werden! Das Gebotene ist bereits sehr beachtenswert, und die Zusätze der zweiten Auflage, speziell die vorzügliche Auseinandersetzung mit dem psycho-physischen Parallelismus, zeigen das offenkundige Streben des Verf., auch *in positivis* immer vorwärts zu schreiten. Ein Blick auf die neuesten Leistungen anderer katholischer Philosophen auf diesem Gebiete, z. B. auf Dyroffs Bearbeitung der Hagemannschen Psychologie und auf Gutberlets Psychophysik, wird ihm gewiss ein erneuter Ansporn zu weiterem Streben sein. Aus ihnen ersieht man wiederum, welch gewaltiger Assimilationsstoff für die christliche Philosophie in der modernen Philosophie und Naturwissenschaft aufgespeichert liegt, neben dem vielen Nichtassimilierbaren, zu dem wir aber auch nun einmal Stellung nehmen müssen.¹⁾ Eines aber darf nicht vergessen werden: diese Assimilations-tätigkeit wird wesentlich gefördert werden, und der mit ihr verbundene Ausscheidungsprozess wird weniger ätzend sein, wenn sie beide vor sich gehen unter dem erwärmenden Einfluss aufrichtiger Hochschätzung vor den wahren Errungenschaften der Neueren. Warum sollten wir ihnen weniger freundlich gegenüberstehen als St. Thomas dem (freilich noch gottes-gläubigen) Heiden Aristoteles?

¹⁾ Zur Gewinnung des hierfür nötigen Raumes schlage ich vor: 1. Alles, was von dem in den Vorbemerkungen und „Präliminarfragen“ Gesagten in den Beweisen zu den einzelnen Thesen selbst wieder vorkommt oder im Lichte der bewiesenen Thesen mit ein paar Worten als Folgerung usw. sich feststellen lässt, aus den Vorbemerkungen auszuschalten, z. B. vieles aus 180—188, 296—307. Nicht jedoch sollen die ausgezeichneten Ueberleitungen zu Anfang der einzelnen Kapitel und Abschnitte wegfallen, denn sie dienen wesentlich dem Verständnis des inneren Zusammenhangs. — 2. Jede Frage an der ihr zukommenden Stelle (z. B. die Existenz der Körperwelt gegen den Dynamismus in der Erkenntnis-theorie) so allseitig zu erledigen, dass man, wenn dieselbe Frage unter dieser Rücksicht an einer andern Stelle (z. B. in der Kosmologie) wiederkehrt, einfach-hin zurückverweisen kann.

Die Ausführungen über Ausdehnung, Raum und Bewegung im Raum, Atomismus und Dynamismus bedürfen nach der naturwissenschaftlichen Seite vielfach einer berichtigenden oder vertiefenden Durchsicht, so z. B. 11, 20, 46, 88, 134, 137. — Mit der Leugnung der Möglichkeit einer unendlichen Grösse und Ausdehnung und einer unendlichen Vielheit existierender Dinge (49) werden nicht alle Naturforscher einverstanden sein; aber auch nicht alle scholastischen Philosophen, z. B. nicht Nys (*La notion d'espace*. Louvain 1901. 95 sqq. Derselbe, *La notion de temps*. Louvain 1898. 157). — Gegen die Unterscheidung zwischen innerer und äusserer Ausdehnung (33 f.) hat Billot (*De sacram. Romae* 1896. Tom. I, 407 sqq.) sehr beachtenswerte Gründe vorgebracht; dergleichen gegen die Auffassung der Kompenetration und Replikation, wie sie Lehmen (51—53) vertritt (L. c. 316 sqq. und 417 sqq.). — Der Abschnitt über die spezifischen Sinnesqualitäten (55—73) ist bedeutend erweitert worden. Mit siegreichen Gründen wird die physikalische Theorie von der sog. kausalen Erkenntnis der spezifischen Sinnesqualitäten zurückgewiesen. Die Theorie Lehmens, dass die Sinnesqualitäten nichts anderes als die an den Körpern durch den Stoss erzeugten Bewegungsqualitäten seien, dass in den Sinnesorganen (im Auge durch die transversalen Aether-, im Ohr durch die longitudinalen Luftschwingungen usw.) ebensolche Bewegungsqualitäten erzeugt, der Sinn dadurch an den Körpern befindlichen Bewegungsqualitäten, von denen jene transversalen Aetherschwingungen für das Auge usw. ausgingen, verähnlicht und zum Erkenntnisakt befähigt werde, und dass der Sinnesakt nunmehr ein objektives Korrelat *a parte rei* habe, ist sehr originell und geistreich ausgedacht, auch mit Gewandtheit und Geschick verteidigt, verfehlt aber vor allem, wie ich meine, schon ihr Ziel (Rechtfertigung der Objektivität auch der spezifischen Sinneswahrnehmungen) bei dem Versuche, sie mit dem Dopplerschen Gesetz und den Interferenzerscheinungen in Einklang zu bringen. Mit dürren Worten wird S. 73 ff., so scheint mir, die Subjektivität unserer spezifischen Sinneswahrnehmungen diesen so allgemeinen Tatsachen gegenüber wieder eingestanden. Hierauf näher einzugehen, verbietet der geringe zur Verfügung stehende Raum. Nur das eine sei noch bemerkt: So sehr ich das über die Bewegungsqualität Gesagte unterschreibe — der Verf. hätte noch hinzufügen können, dass nur so das Gesetz der Trägheit eine befriedigende Erklärung erhält — so sehr muss ich anderer Meinung sein, wenn er die Bewegungs- mit den Sinnesqualitäten identifiziert, da z. B. die Farben ein kontinuierlicher Zustand sind, die Bewegungsqualitäten aber in dem Masse fortwährend wechseln, als ihre Ursachen, die Bewegungszustände der kleinsten Teile eines Körpers, fortwährend an Intensität und Richtung sich ändern. Allein aus diesem Grunde schon können weder die Bewegungsqualitäten am gefärbten Körper noch auch die in den Sinnesorganen erzeugten Bewegungsqualitäten die gesehenen bezw. die abbildenden spezifischen Sinnesqualitäten sein. Und so sinkt, so weit ich sehe, auch das Fundament der originellen Theorie. — Der Hylomorphismus, und zwar in der strengen Form des späteren hl. Thomas (*unica forma substantialis in omnibus compositis*), wird vom Verf. spekulativ geschickt und gründlich verteidigt. Dass er trotzdem nicht jedermann überzeugen wird, liegt nicht an der Verteidigung, sondern an der Sache selber. Wenn der streng thomistische Begriff der Materie schliesslich noch annehmbar ist, so stehen wir bei der *eductio* und *reductio formarum* wirklich vor grossen

Rätself. Wo kommen die Formen, die nur *potentia* im Stoff vorhanden sind, her, und wie geschieht es, dass trotz des scholastischen Grundsatzes *omne agens agit sibi simile* z. B. derselbe elektrische Strom bald eine Wasserform, bald eine Sauerstoff- und Wasserstoff-Form eduziert, oder die Kugel bald eine *forma cadaverica humana*, bald eine *belluina* usw. erzeugt? Dazu kommen die grossen naturwissenschaftlichen Bedenken (vgl. die Kritik Hartmanns über die Kosmologie von Nys in dieser Zeitschrift 3. Heft (1904) 341—347, und die matte Entgegnung Nys' in der 'Revue Néo-Scholastique' (1905) 60 sqq., 316 sqq.). Ob es nicht räthlicher ist, mit Albert d. Gr. (dass Albert d. Gr. gelehrt habe, die Elementarformen blieben bloss ihrer Realität nach, nicht aber als Formen in den Elementen der Mischung (255), scheint mir nicht den Tatsachen zu entsprechen), mit Bonaventura und Scotus den Grundsatz zu verteidigen, dass die Potenzialität der Materie durch eine substanziale Form nicht erschöpft ist, und dass darum z. B. im menschlichen Kompositum die alle Elemente informierende Seele neben sich sehr wohl noch die Elementarformen als permanent informierende duldet? Gegen eine solche hylomorphistische Theorie hätte die Naturwissenschaft nichts Wesentliches einzuwenden, da speziell die von ihr bekämpfte Tatsächlichkeit der vielen von den strengen Hylomorphisten postulierten Wesenswandlungen mit ihr gar nicht zusammenhängt; und diese Theorie auch dann noch ihre Berechtigung behielte, wenn alles Körperliche nur aus Atomen eines einzigen Urelementes zusammengesetzt wäre. Hoffentlich wird die Forschung über die radioaktiven Substanzen, über die Röntgen- und Becquerelstrahlen bald Licht darüber verbreiten, ob denn nicht vielleicht wenigstens hier eine wahre *mutatio substantialis* vorliegt. Der strenge Hylomorphismus muss an der Lösung dieser Probleme naturgemäss das lebhafteste Interesse haben. — Der Einwand Zellers gegen die Teleologie (133), der eigentlich schon von Kant nachdrücklich erhoben wurde, verdiente eine etwas ausführlichere Besprechung, da die pure Subjektivität des teleologischen Begriffes nachgerade zu einem Dogma für viele Naturforscher geworden ist. — Gegen S. 150 möchte ich bemerken, dass auch in der dynamistischen Theorie, trotz der Einfachheit der Atome, eben nach Seiten der Immanenz, dennoch ein himmelweiter Unterschied zwischen körperlichen Atomen und geistigen Kräften gewahrt bleiben würde. — Sehr gut sind die Willensfreiheit (424—465) und der psychophysische Parallelismus (472—484) behandelt. — Dass die Ewigkeit der sündigen Seele getrennt von der Ewigkeit der gerechten Seele bewiesen wird (515—519), ist bei dem verschiedenen Grade der Gewissheit, welchen die Argumente für beide Wahrheiten haben, sehr zu loben.

Nach der methodischen Seite ist Lehnen besonders gut geraten. Die folgenden Vorschläge sind darum bloss *ad melius esse*:

1. Bei dem Nachweise der Existenz der Naturgesetze (113 ff.) vermisste ich den methodologisch so wichtigen Einwand, dieser Nachweis sei überhaupt unmöglich, da man nur auf grund schon vorausgesetzter Naturgesetze (nämlich nur mit Hilfe der vorausgesetzten permanenten Veranlagung der Sinne und des Verstandes zum Erkennen und zum richtigen Erkennen) die Existenz der Naturgesetze beweisen könne, jeder gegenteilige Versuch darum ein *circulus vitiosus* sei. — 2. Bei den Beweisen würde ich *a.* noch mehr den springenden Punkt hervortreten lassen, damit jedes Argument in seiner Beweiskraft und in seinem Unterschied von den anderen für die gleiche Wahrheit vorgebrachten Argumenten

sofort erkannt würde. *β.* Wo mehrere Beweise von demselben Grundgedanken ausgehen und nur in der Betrachtungsweise differieren, würde ich sie unter diesen zuvor klar ausgesprochenen Grundgedanken subsummieren, statt sie zu koordinieren (z. B. bei den drei Beweisen für den *intellectus agens*). *γ.* Ich würde die Art der Beweise, ob Erfahrungs-, Induktions-, Autoritätsbeweis, immer genau bezeichnen und stets angeben, wo die (innere oder äussere) Erfahrung aufhört, und wo die gedankliche Bearbeitung des Erfahrungsmaterials beginnt (z. B. beim Raumbegriff 38,4), und warum dieser Gedankentätigkeit objektive Wirklichkeit entspricht (Durchschimmern des erkenntnistheoretischen Untergrundes). In dieser Hinsicht sollte sich die Philosophie das kritische Verfahren der Geschichtswissenschaft zu eigen machen (Quellenbelege — welches sind die Erkenntnisquellen der einzelnen Beweise, fliessen sie *hic et nunc* ungetrübt?). *δ.* Den Beweis *ex consensu communi* würde ich mit ganz besonderer Vorsicht handhaben, nur nach den strengen Normen der Erkenntnistheorie. *ε.* Innerhalb der Beweismittel würde ich die kontroversen von den nichtkontroversen sichten und für jede meiner Thesen zunächst einmal mit letzteren beweisen (so weit es geht) und erst dann (oft im Kleindruck) auch mit den ersteren; z. B. das (von Scotus nicht angenommene) Prinzip: Materielles kann nicht auf Immaterielles einwirken, würde ich bei der Begründung des thomistischen Intellektionsprozesses erst an zweiter Stelle verwenden. Auch würde ich dem inneren Zusammenhang der Beweismittel noch mehr nachspüren. So z. B. hat zwar Palmieri die Unteilbarkeit der Tierseele (247 ff.) (und überhaupt der einfachen Substanzen und Kräfte) und die Ueberflüssigkeit des *intellectus agens* (375) mit seiner Ansicht verquickt, es könne nur Vollsubstanzen geben, die Tierseele sei eine solche, und die Sinneswahrnehmung sei ein Akt der sinnlichgeistigen Seele allein. Doch in Wahrheit hängen diese Fragen gar nicht innerlich zusammen. — 3. Kontroverse Thesen würde ich als solche stets deutlich kennzeichnen, die eigene Meinung hierin aber bestimmt aussprechen und möglichst gut begründen, damit der Studierende einestheils wisse, wie weit die *libertas* gehe, andererseits aber auch selbst in kontroversen Punkten eine feste eigene Ansicht sich zu bilden vermöge. Auf diese Weise würde sich aus dem Gesamtbilde der Philosophie für den Studierenden ein absolut festes Gefüge (die Summe der nach aller Urteil sicheren Wahrheiten der christlichen Philosophie), auf absolut festen Fundamenten, in einheitlicher Verkettung und Verbindung der einzelnen Teile, abheben und so den wohlthueendsten harmonischen Eindruck von der *philosophia perennis* gewinnen lassen. — Es ist neuerdings beliebt geworden, auch in Lehrbüchern zu Anfang der einzelnen Abhandlungen die vorzüglichere Literatur für die betreffenden Fragen anzugeben. Ob der Verf. sich hierzu auch entschliessen will, bleibt ihm anheimgestellt; es genügt, seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt zu haben.

Es ist meine Ueberzeugung, dass Lehmen ein ganz vorzügliches Lehrbuch ist und dass es schon jetzt alle Ansätze in sich enthält, durch deren Ausbildung es das (auf mittleren Umfang berechnete) philosophische Lehrbuch auf aristotelisch-scholastischer Grundlage *par excellence* werden kann.

Lehrbuch der Nationalökonomie. Von Heinrich Pesch S. J.
 Erster Band. Grundlegung. Freiburg i. B., Herder. 1905.
 gr. 8°. IX, 485 S.

Geraume Zeit ist seit dem Erscheinen des Werkes verflossen. Die Kritik hat ihm gegenüber katholischerseits mit ihren Bedenken und manch scharfem Urteil nicht zurückgehalten; in der Literarischen Beilage der ‚Kölnischen Volkszeitung‘, im ‚Hochland‘ usw. wurde die Sonde der Kritik scharf gehandhabt, ja in einer, wie mir dünkt, etwas zu schroffen Weise, wenn man bedenkt, was ja auch jene Kritiker anerkennen mussten, dass es sich hier um den ersten und ernstesten Versuch handelt, vom Boden der katholischen Weltanschauung aus ein systematisches Lehrbuch der Nationalökonomie zu schreiben. Dass an diesem ersten Wurf manches nicht alle befriedigen würde, war vorauszusehen. Trotzdem müssen auch jene etwas strengen Kritiker ihrer Genugtuung darüber Ausdruck geben, dass ein solcher Versuch gewagt wurde. Bisher besaßen wir Katholiken ein derartiges Werk überhaupt nicht.

Wie der Verfasser selbst gesteht, und wie es auch bei einer nur flüchtigen Lektüre sofort in die Augen springt, lehnt er sich stark an den Berliner Nationalökonom **Adolf Wagner** an. Mit Worten hoher Anerkennung spricht er von seinen Arbeiten, die er als wissenschaftliche Leistungen ersten Ranges preist. Man versteht es, warum Pesch sich so weit als möglich an Wagner anschliesst. Dieselbe Freude an philosophischer Gedankenarbeit, an subtiler Begriffsbestimmung, an streng logischer Gedankenentwicklung verbindet beide; und nicht zum wenigsten mag die Hochachtung, die Pesch dem ausgezeichneten Gelehrten entgegenbringt, in dessen christlicher Ueberzeugungstreue begründet sein.

Einen Mangel kann man vielleicht in der Anlage des Werkes insofern erblicken, als dieser erste Band die Grundlegung bieten soll, auf der die allgemeine und spezielle Nationalökonomie aufgeführt werden soll. Eine Reihe von Fragen, die nach meinem Dafürhalten der allgemeinen Nationalökonomie zufallen, sind hier in dieser Grundlegung zur Sprache gebracht. Freilich lässt sich nichts dagegen einwenden, dass eine Art Einführung in die Wissenschaft vorausgeschickt wird. Das ist ja auch sonst üblich.

1. Was der Verfasser will, sagt er selbst im Vorwort (VIII): ein einheitliches System der Volkswirtschaftslehre aufbauen, dessen Besonderheit in der konsequenten Durchführung der anthropologisch-teleologischen Auffassung besteht, d. h. die im Menschen das Subjekt und Ziel der Wirtschaft erblickt. Man darf wohl sagen, diesem Programm ist der Verfasser unentwegt treu geblieben, und besonders in der Erfassung des Wesens und der Aufgabe der Volkswirtschaft kommt dieser Standpunkt

zur Geltung. Darum handeln die ersten Paragraphen über die Herrschaftsstellung des Menschen in der Natur und in der Gesellschaft.

Die Ausführungen über das Prinzip der Solidarität sind für die Auffassung des Verfassers über das gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Leben grundlegend. Meisterhaft wird, in tiefphilosophischem Gedankengang, die wechselseitige Bedingtheit des Glückes der einzelnen und der Wohlfahrt der Gesamtheit nachgewiesen (30 ff.). Das ökonomische Prinzip (der zweckmässigsten billigsten Produktion) erhält durch das Prinzip der Solidarität seine ethische Ergänzung und Bestimmtheit.

Mit Recht wird der *crux* der Nationalökonomie, der Wertfrage, die subtilste Behandlung zu teil, und die Schärfe und Präzision der Begriffsbestimmung, in welcher Pesch seine Stärke hat, ist hier vor allem von Vorteil. Die von Pesch eingehend behandelte Werttheorie ist eine teleologische, d. h.

„Wesen und Grösse des Wertes offenbaren sich letztlich in dem Verhältnis der Güter zu dem Zweck, für den sie da sind, nicht in den äusseren Ursachen, welchen sie ihre Existenz verdanken“ (54).

2. Eines der belehrendsten Kapitel ist das zweite, welches von der „Gesellschaft und Gesellschaftswissenschaft“ handelt (70 ff.). Die Gesellschaftswissenschaft wird nach ihrer historischen Entwicklung betrachtet. Während die römische Jurisprudenz für die Gesellschaftslehre keine besonderen Erträgnisse bot, konnte die mittelalterlich-christliche Spekulation über die Gesellschaft an verschiedene Gedanken der griechischen Philosophie anknüpfen, sie aber auch in wichtigen Punkten überholen. Ausgebreitete Kenntnisse und Schärfe der Kritik bekundet Pesch in der Darstellung der modernen Soziologie und ihrer verschiedenen Richtungen. Alle kommen mehr oder weniger darin überein, dass sie auf einem extremen evolutionistischen Standpunkt stehen, den Anspruch erheben, eine exakte Wissenschaft zu sein, als rein positive Wissenschaft nur den Erfahrungstatsachen Beachtung schenken und jede philosophisch-theoretische Erörterung gesellschaftlicher Fragen als Metaphysik ablehnen. Die neuesten Geschichtskonstruktionen und Entwicklungsschemen eines *Lamprecht* finden eine ebenso massvolle als entschiedene Abwehr. Gegenüber der rein kausalen Betrachtungsweise, wie sie in der modernen Soziologie beliebt ist, betont Pesch auch die Notwendigkeit einer Verbindung mit der teleologischen (108). Mit der Ablehnung einer naturgesetzlich verlaufenden Entwicklung fällt auch die so viel beliebte Hypothese allgemeiner, für alle Völker gleicher und notwendiger Entwicklungsstufen. Eine gewisse Aehnlichkeit des Verlaufes mag bei verschiedenen Völkern infolge der Gleichheit der menschlichen Natur, der äusseren Bedingungen, infolge von Stammesverwandtschaft usw. vorhanden sein. Das wird auch Geltung haben von den sog. Wirtschafts-

stufen. Dagegen wird die Konstruktion eines für alle Völker gleichen Schemas dem Reichtum der wirtschaftlichen Entwicklung nicht gerecht (120). Daraus ergibt sich die wichtige Folgerung, dass die volkswirtschaftlichen Untersuchungen sowohl prinzipiell, d. h. mit Hinblick auf das Wohl des Volkes, als auch methodisch, insofern sie der Eigenart des einzelnen Volkes Rechnung tragen, einen nationalen Charakter haben müssen. Es ist interessant, wie Pesch gegenüber dem mehrfach unternommenen Versuch, die Persönlichkeit in der Entwicklungsgeschichte der Völker möglichst herabzudrücken, die Bedeutung der kraftvollen Individualität betont — ein durchaus „moderner“ Gedanke! Eine erhöhte Bedeutung gewinnt das Telos in der christlichen Auffassung.

An diese Erörterung schliesst sich — ich meine in etwas künstlichem Zusammenhang — eine Analyse der Wesenselemente der Gesellschaft an. Diese Ausführungen zeichnen sich durch philosophischen Gehalt und durch grosse Klarheit des Ausdrucks aus. Was unter der Gesellschaft als Organismus zu verstehen ist, setzt Pesch (138 ff.), mit Vermeidung der Uebertreibungen moderner Soziologen, auseinander. Es ist und bleibt immer nur eine Analogie, wenn man von der Gesellschaft als einem Organismus spricht, d. h. eine teilweise Aehnlichkeit bei gleichzeitiger Verschiedenheit in mannigfacher Hinsicht (140). Viel Unklarheit schafft Pesch auch durch die festumrissene Auffassung vom „Verband als Persönlichkeit“ (143 f.) aus der Welt.

3. Daran anschliessend behandelt das dritte Kapitel die drei Grundpfeiler der Gesellschaftsordnung: Familie, Privateigentum und Staat. Hier hat der Verfasser auch seine reichen historischen Kenntnisse zur Verwertung gebracht, um die seitens der Evolutionisten vorgebrachten Hypothesen zu prüfen und zurückzuweisen. Im Anschluss an Below wird die sog. Mutterrechtstheorie als unhaltbar erwiesen. Die allgemeinen Grundsätze vom Wesen und Zweck der Gesellschaft werden hier auf die staatliche Gesellschaft angewendet. Es ist eine wahre Freude, dem Verfasser in der logisch zwingenden Entwicklung des Staatsbegriffes und Staatszweckes zu folgen. Der prinzipiell richtige und klare Standpunkt berechtigt und befähigt den Verfasser zu einer eingehenden Kritik des besonders von Rodbertus wissenschaftlich vertretenen sog. Staatssozialismus (166 ff.). In der Darstellung des Staatszweckes kommt Pesch auch auf die verschiedenen Arten der Gerechtigkeit zu sprechen. Er bemerkt hier (165):

„Neuerdings spricht man nicht selten von einer sozialen Gerechtigkeit. Der Ausdruck bezeichnet entweder ganz allgemein den Inbegriff aller Tugenden, welche innerhalb der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Lebens in Uebung treten, oder aber speziell die legale Gerechtigkeit.“

Ersteres scheint mir nicht ganz zutreffend zu sein.

Eingehend prüft Pesch die Hypothese vom Urkommunismus am Grund und Boden. Er weist darauf hin, wie unter den Vertretern der historischen Wissenschaft ein bedeutender Umschwung der Anschauungen zu Ungunsten jener Hypothese eingetreten ist. In der Begründung des Privateigentumsrechtes kommt Pesch auch auf den von den heutigen Ethikern so gern unternommenen Versuch zu sprechen, das Privateigentum allein aus der Persönlichkeit des Menschen abzuleiten und als notwendige Ergänzung desselben, als das Werk individuellen Lebens, gewissermassen die Erweiterung des leiblichen Daseins der Individuen zu bezeichnen (Bluntschli).

Pesch erblickt ein Hauptgebrechen in der sozialistischen Kritik unserer heutigen gesellschaftlichen Zustände darin, dass immer das Privateigentum bekämpft wird, wo die Auswüchse eines kapitalistischen Wirtschaftslebens geißelt werden sollten. Mit Recht will er an dem etwas vagen Begriff des Kapitalismus einige Unterscheidungen getroffen sehen (212). Dieser Begriff bedeutet entweder die heute vorherrschende Anwendung technischer Hilfsmittel oder die Auswüchse unseres Erwerbslebens:

„Redet man vom Kapitalismus im verwerflichen Sinne, so denkt man speziell auch an jene masslose Gewinnsucht, die in der kapitalistischen Produktion das naturgemässe Verhältnis von Kapital und Arbeit völlig verkehrt hat“ (Ebd.).

4. Im vierten Kapitel (Die Volkswirtschaft und ihr Organisationsprinzip) bildet den Kernpunkt die Prüfung der Schmoller-Bücherschen Theorie, dass sich das Wirtschaftsleben in der Entwicklungslinie Hauswirtschaft, Stadtwirtschaft und Volkswirtschaft bewege, und dass die Volkswirtschaft erst mit dem modernen Staat in das Dasein getreten sei. Der Fehler dieser Theorie liegt darin, dass nur die genetisch-kausale Betrachtung, nicht aber die teleologische herangezogen wird. „Für Bücher liegt der Fortschritt mehr in der Verkehrsentwicklung, in der grösseren Länge des Weges, welchen die Güter vom Produzenten bis zum Konsumenten zurücklegen, für Schmoller in dem Uebergang der Regelung des Wirtschaftslebens an eine höhere Instanz, in dem Eintreten eines neuen, höheren Subjekts, Trägers der wirtschaftspolitischen Gewalt,“ während doch, wenigstens im Anfang territorialer Staatsgebilde am Ausgang des Mittelalters, nicht das Volkwohl, sondern das Machtstreben der Fürsten im Vordergrund stand (230). Es sind hier (234 ff.) glänzende und scharfdurchdachte Ausführungen geboten, die einen klaren Einblick in die Idee der Volkswirtschaft ermöglichen (237).

Die scharfe Erfassung des Wesens der wirtschaftlichen Dinge, welche den Hauptvorzug des Werkes bildet, kommt vor allem in der Begriffsbestimmung der Volkswirtschaft zum Ausdruck (243 ff.). Die vom Verfasser entwickelten Grundsätze über den Staat finden nun ihre An-

wendung auf jenen Teil des innerstaatlichen gesellschaftlichen Lebens, den wir Volkswirtschaft nennen. Mit Nachdruck betont Pesch den organisch-moralischen, sowie den sozialrechtlichen Charakter der Volkswirtschaft und sieht sich darum in der Lage, gegen die atomistische, das privatwirtschaftliche Moment zu stark betonende Auffassung Stellung zu nehmen (245). Wenn die Volkswirtschaftslehre vom Reichtum handelt, so hat das in der Weise zu geschehen, dass der Reichtum als Mittel der gemeinsamen Wohlfahrt erscheint. Diese bleibt auch der massgebende Gesichtspunkt, wenn es gilt, das Verhältnis von Volks- und Weltwirtschaft zu bestimmen. Letztere stellt im Unterschied von der Volkswirtschaft keinen sozialrechtlichen, sondern einen verkehrswirtschaftlichen Begriff dar. Kann der Individualismus als Organisations-Prinzip der Volkswirtschaft gelten? Pesch legt den philosophischen Ausgangspunkt desselben in den geistigen Bewegungen im ausgehenden Mittelalter bloss, um dann eine sehr objektive Darstellung und Kritik der klassischen Nationalökonomie, die aus ihr die berechtigten Elemente heraushebt, anzuschliessen (269):

„Die Verdienste dieser Männer um die Wissenschaft sind unvergänglich. Der Name der klassischen Autoren soll ihnen belassen bleiben. Ihr Verhängnis war es, dass in dem Augenblicke, wo alles zur wissenschaftlichen Verselbständigung der Nationalökonomie hindrängte, die Philosophie des Tages ihren Forschungen die unentbehrliche theoretische Grundlage nicht zu gewähren vermochte, im Gegenteil das durch die geschichtliche Entwicklung gebotene Freiheitspostulat bereits in falsche Wege zu leiten begonnen hatte.“

Wenn Pesch, im Anschluss an Georg Adler, bei der begrifflichen Erfassung des Sozialismus sagt, der Sprachgebrauch mache heute kaum mehr einen Unterschied zwischen Kommunismus und Sozialismus (285), da beide Ausdrücke einen Zustand weitgehender wirtschaftlicher Gemeinschaft im Leben der Nation bezeichnen, so vermag ich in dieser Auffassung dem Verfasser nicht zu folgen (307 ff.)

Nachdem so die irrigen Organisationsprinzipien des Wirtschaftslebens, der die Freiheit überspannende Individualismus und der die berechnete Freiheit des Individuums verkennende Sozialismus (samt dem Anarchismus) eingehend gewertet worden sind, beginnt der Verfasser das System des christlichen „Solidarismus“ zur Darstellung zu bringen (351 ff.). Die Unterscheidungsmerkmale desselben treten auf diese Weise um so kräftiger hervor. Trotz der Verschiedenheiten, die sich von Land zu Land in den Anschauungen der katholischen Gelehrten über das Wirtschaftsleben, das Verhältnis des Staates zur Volkswirtschaft usw. finden, tritt die prinzipielle Einheit in der Auffassung des christlichen Solidaritätsgedankens in imponierender Weise zu Tage. So wichtig nun auch die Anerkennung der christlichen Prinzipien ist, so betont doch der Verfasser, dass für die Ausgestaltung der Volkswirtschaft nicht bloss

die allgemeinen deduktiven Prinzipien gelten, sondern auch die konkrete geschichtlich gewordene Lage der Dinge eingehendste Berücksichtigung erheischt (375).

5. Der Verfasser braucht bloss das Fazit aus seinen Untersuchungen zu ziehen, um (im fünften und letzten Kapitel) die Volkswirtschaftslehre als die Lehre vom materiellen Gemeinwohl oder von dem materiellen Wohlstand des Volkes zu bestimmen, sofern dieser sich als das Ziel der öffentlichen und privaten Tätigkeit ergibt (402 ff.). Dadurch wird der Verfasser auf die Stellung der Nationalökonomie zur Moral geführt.

Es braucht nicht verschwiegen zu werden, dass das Werk auch seine Schwächen hat; die allzu häufige Berufung auf päpstliche Enzykliken dürfte in einem Lehrbuch der Nationalökonomie nicht am Platze sein; vielleicht ist der Verfasser auch bisweilen darin zu weit gegangen, den verschiedensten Ansichten Hochachtung entgegenzubringen. Manche Kritiker wollten auch beanstanden, es sei das geschichtliche Moment im Wirtschaftsleben zu wenig betont worden — wie dem auch sei, die Freude über das Werk ist doch im Ganzen eine sehr berechtigte. Möge der eben von schweren körperlichen Leiden sich erholende Verfasser Kraft und Gesundheit zur Vollendung des Werkes finden.

München.

Dr. Fr. Walter.

Vom Typus in der Kunst. Von Hans v. Hollen Haag. Akademischer Verlag, Leipzig und Wien. 1905. 8°. 82 S.

Ein wichtiges Moment der Kunstbetrachtung, nämlich der typische Charakter der grossen Kunstwerke, wird hier eingehend erörtert. Obwohl die Kunst auf Versinnlichung und ebendarum auf Individualisierung ausgeht, so kann sie doch das Allgemeine, was dem Individuum mit seiner Art oder Gattung gemeinsam ist, nie verleugnen; das Allgemeine aber ist eben das Typische, d. h. für die Gattung bzw. für die Art Kennzeichnende, das die Wesenheit eines Dinges Ausprägende und darum für das ästhetische Wohlgefallen vor allem Entscheidende. Selbst das Porträt z. B., das doch gewiss eine überzeugende Aehnlichkeit mit dem Individuum aufweisen soll, besitzt nicht hierin seinen höheren künstlerischen Reiz; wichtiger ist die Ausprägung allgemein menschlicher Züge, die wir in uns selbst oder anderen, wenn auch vielleicht minder scharf ausgeprägt, wiederfinden und darum freudig begrüßen; bei Bildnissen ersten Ranges verschlägt es wenig, ob wir wissen oder nicht wissen, wer der Dargestellte sei. Auch das nationale Gepräge, die Eigenart einer Klasse, eines Standes und die tieferen Grundlinien des einzelnen Charakters gehören zum Typus, während alles nur gerade hier

Erscheinende, durchaus Persönliche und Vereinzelte lediglich darin seine Bedeutung hat, dass es jenes Wesentlichere auf echt künstlerische Weise zur Anschauung bringt und verdeutlicht, ergänzt und empfiehlt. Die Tragweite dieser nicht eben neuen Theorie will der Verfasser in dieser kleineren Arbeit und in einem vielleicht nachfolgenden grösseren Werke des Näheren bemessen.

„Was ist es,“ so fragt er, „dass bei einigen Gestalten der dramatischen Kunst, bei einigen Erzeugnissen der Lyrik, der Musik und Malerei ganz ausnahmslos wir alle tief ergriffen sind, während wieder andere Erzeugnisse dieser Künste fast nur für einen bestimmten Kreis von Individuen geschaffen sind, nur von einer ganz bestimmten und oft nicht allzu grossen Gesellschaft von Menschen verstanden werden?“

Er findet diese Wirkung mit gutem Grunde in der Verwandtschaft der Darstellungen mit der Denk- und Gefühlsweise des Kunstbetrachters. Es war unnötig, beizufügen, dass man bisher bei einem Drama wie „Faust“ die Wirkung fälschlich in der Erregung von „Furcht“ und „Mitleid“ gesucht habe, da sie doch offenbar darauf beruhe, dass der Gegenstand jedem in die Seele greife. Der Verfasser muss sich, wenn nicht seine ganze Erörterung an Schiefheit der Fragestellung leiden soll, bewusst bleiben, dass Lessing wie Aristoteles mit bestem Grunde die spezifisch tragische Wirkung auf die genannte Weise erklärten: er selbst untersucht dagegen die allgemeine Wirkung aller Kunstwerke, welcher Art sie immer sein mögen, und das ist etwas ganz anderes. Auch vermisse ich noch die Einschränkung, dass der typische Charakter des Dargestellten neben anderen, oder meinethalben vor anderen Eigenschaften des Kunstwerkes unser Interesse bedinge. Im übrigen ist indes der Verfasser ganz in seinem Rechte.

Er führt aus, wie der Leser oder Zuschauer für die Wirkung eines „Faust“ dadurch empfänglich werde, dass er Aehnliches, wie in der Seele des Faust vorgeht, erlebt habe oder jetzt zu durchleben befähigt sei, dass er ihn vollkommen verstehe. „Jeder Teil der Zuschauer lebt in Faust, aber Faust lebt nicht ganz in jedem Teile.“ Wir denken zunächst an den germanischen Typus, den man gewöhnlich in Faust verkörpert sieht. H. meint also, dass sich in Faust der deutsche Idealismus, der deutsche Optimismus und das deutsche Gemüt finden und empfinden lassen; das hohe Streben, das trotz des Misserfolges doch nie unterdrückt werde, und dabei die Mischung von tiefem Gefühl mit rastloser Tatkraft erkläre den Zwiespalt in Fausts Seele und sei jedem Deutschen sympathisch. Der Schaffensdrang in Faust darf aber gewiss auch anderen Nationen nicht abgesprochen werden, und somit könnte nach H. der Fausttypus wohl auch dem „Typus der höheren Variation des *genus* Mensch“ gleichgestellt werden. Die Gegensätze in Fausts Wesen dienen dazu, den objektiven Typus zu vervollständigen, und

Nietzsche hatte nach dem Verf. Recht, wenn er den Mythos, d. h. die objektivste Ausgestaltung des hellenischen Geistes, für den eigentlichen Inhalt der griechischen Tragödie erklärte, obwohl doch keineswegs alle Dramen eines Aeschylus oder Sophokles typischen Charakter hätten. Was nicht volltypisch, ist insofern subjektiv, und bedingt auch nur eine Teilwirkung. Der Typus stellt nämlich in einem (künstlerisch dargestellten) Individuum alles vor, was im einzelnen Menschen vielleicht nur keimhaft angelegt ist, was aber eine Gesamtheit von Menschen aus sich heraus entwickelt. Das „Ideal“ der Gesamtheit ist der Typus; je grösser diese Gesamtheit, desto umfassender ist der Typus, je kleiner, desto enger und unwirksamer ist er. Die ästhetische Erhebung dem typischen Kunstwerk gegenüber ist somit die „Erweiterung des eigenen Ichs“, wenigstens die Erweiterung des Blickes bezüglich solcher Eigenschaften, die man in sich nicht ausgebildet wiederfindet.

Auf die einzelnen anderen Künste übergehend, führt der Vf. aus, dass z. B. der Maler Menzel seine Bedeutung dem Umstande verdanke, den Typus des Brandenburgers, insbesondere des preussischen Soldaten zu verstehen, wie Lenbach seiner Fähigkeit, das Wesentliche eines Charakters aus dem Zufälligen herauszuholen; dass alle Hauptschöpfungen der grössten Meister sich aus dem glücklichen Streben erklären, Urtypen zu schaffen, und dass manche Formfehler derselben Meister bei diesem allbeherrschenden Streben übersehen oder geringgeachtet wurden. Die künstlerische Anlage für die verschiedenen Künste ist also wesentlich dieselbe, da es nur die Intuition des Typischen ist, die sich in den verschiedenen Künsten betätigt. (Der überschwängliche Ausdruck des letzten Gedankens auf S. 48 ist mir freilich nicht recht verständlich.)

Zur Dichtkunst zurückkehrend, bemerkt der Vf. treffend, dass ein Gedicht nicht wertvoll wird durch die Form, nicht durch die Neuheit, sondern durch den gelungenen Ausdruck des Einfachen, Volkstümlichen, Typischen. Dieses Typische ist das Ideale, aber nicht minder, wie aus dem Gesagten hervorgeht, das wahrhaft Reale, das in der Gesamtheit und in bevorzugten Individuen Wirkende und Lebende.

Ex a ten.

G. Gietmann S. J.

Apologie des Christentums. Von P. Schanz. 3. Aufl. 1. Teil: Gott und die Natur. 2. Teil: Gott und die Offenbarung. Freiburg i. B., Herder. 1903. 1905.

Dies Lebenswerk des grossen Tübinger Apologeten hat so allgemeine Anerkennung und Verbreitung gefunden, dass eine Kritik desselben zu spät käme. Gerade in der neuesten Auflage zeigt sich die Meisterschaft

des gelehrten Verf.s in so frappanter Weise, dass es schwer ist, ihm auf all die Gebiete, auf denen er sich bewegt, zu folgen. Eine erstaunliche, ich möchte sagen, um den Eindruck, den es auf mich macht, wiederzugeben, eine erdrückende Gelehrsamkeit spricht aus demselben. Der erste Teil ist auf ca. 800 Seiten, der zweite nahe auf 900 Seiten angewachsen. Freilich ist auch der Vf. bescheiden genug, keine definitiven Urteile in allen von ihm herbeigezogenen Wissenschaften zu fällen.

Andererseits kann man es bedauern, dass der Vf. in seinen Urteilen überhaupt sehr zurückhaltend ist, auch in Punkten, wo der Apologet feste Stellung nehmen muss. Er spielt häufig mehr die Rolle des Referenten als eines beweisenden Lehrers. Für Anfänger ist dies jedenfalls ein Nachteil, solchen müssen strenge Beweise geboten, das Material verarbeitet werden. Sie können sogar leicht zum Zweifel versucht werden, wenn ihnen nicht die Strenge der Beweise vor Augen gelegt wird.

Doch war dies wohl nicht der Zweck, den sich Schanz bei der Abfassung seines Werkes vorsteckte. Es ist und bleibt ein reiches Magazin für Apologetik, aus dem auch diejenigen, welche eingehendere theologische Studien gemacht haben, mit Nutzen schöpfen können.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.

Studien über Meister Dietrich genannt von Freiburg. Kritische Studien zur Philosophie des Meisters. Von Dr. E. Krebs. Freiburg i. B., Charitasdruckerei. 1903. VI, 80 S.

Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Philosophie des ausgehenden dreizehnten Jahrhunderts liefert vorliegendes Schriftchen von E. Krebs: „Kritische Studien zur Philosophie des Meisters Dietrich genannt von Freiburg“. Es bildet das dritte Kapitel einer grösseren Arbeit, deren beide ersten Teile „Studien zur Geschichte des Meisters“ und „Studien zur naturwissenschaftlichen Bedeutung des Meisters“ noch nicht veröffentlicht sind.

Der Vf., der mit einer eingehenden Kenntnis der Philosophie des dreizehnten Jahrhunderts die Gabe einer gefälligen Darstellung verbindet, versteht es, ein klares Bild der philosophischen Ueberzeugungen des gelehrten Dominikanermönches von Freiberg (nicht Freiburg, wie man bisher annahm) zu entwerfen und die Stellung desselben in der zeitgenössischen Philosophie mit sicheren Strichen zu zeichnen. Die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, in der sich durch Moerbekes Uebersetzung der „Theologischen Elemente“ des Proklus ein Strom neuplatonischer Ideen in die Scholastik ergoss und sich mit den augustianischen und aristotelischen Anschauungen in seltsamer Weise mischte, hat für den Philosophiehistoriker ein eigenartiges Interesse. Dietrich

ist so recht ein Kind dieser von der Uebermenge des hereinbrechenden philosophischen Materials fast erdrückten Zeit. Originell kann man ihn nicht nennen.

„Er ist so wenig original, dass man ihn mit gleichem Rechte augustinisch, neuplatonisch und aristotelisch nennen kann. Neu und vielleicht genial ist nur die Art, wie Dietrich diese Gedankenelemente vereinigt hat, ohne dem im Neuplatonismus versteckten Pantheismus zu verfallen, ohne auf Grund der augustinischen Gottesbildlichkeit eine völlig von der Natur gegebene Schauung Gottes *per essentiam* anzunehmen, endlich ohne mit dem averroës'schen Aristoteleskommentar dem Monopanpsychismus zu huldigen“ (57).

Eigentümlich ist die Synthese neuplatonischer und christlicher Ideen in Dietrichs Lehre von der Welt und dem Intellekte.

Gott ist Schöpfer, aber nicht durch den Willen, sondern durch den Verstand. Durch intellektuelles Schauen hat er die erste Intelligenz ins Dasein gerufen, welche ihrerseits beständig Gottes Wesenheit schaut. Hiermit hat Gott das erste Glied einer Entwicklungsreihe hervorgebracht, aus dem die verschiedenen Geschöpfe in immer mehr abnehmender Vollkommenheit hervorgehen. In dieser Reihe entspringt ein jedes Glied durch intellektuelle Emanation dem vorhergehenden, indem es geschaut wird, und lässt ein neues Glied aus sich hervorgehen, indem es dasselbe schaut. Besondere Schwierigkeit bietet das Hervortreten der ersten Körpersubstanz aus der reinen Intelligenz. Dietrich nimmt hier eine Art Entstehung an, die zwischen der intellektuellen Emanation und der mit Bewegung verbundenen Erzeugung in der Mitte liegt.

Ueber den Intellekt des Menschen erfahren wir, dass einer jeden Seele ein eigener *intellectus agens* entspricht, der nicht eine Kraft derselben, sondern eine von ihr verschiedene Substanz ist, die in dem *intellectus possibilis* die intelligibelen Formen hervorbringt. Der tätige Intellekt ist durch intellektuelle Erzeugung von Gott ausgegangen, dessen Wesenheit er immerfort schaut. Er kann sich mit dem *intellectus possibilis* nicht so vereinigen, dass er dessen Form würde. Eine solche Verbindung, die weit über die Natur der Seele hinausgeht, wird aber nach diesem Leben in der *visio beatifica* auf übernatürliche Weise zustande gebracht. Dann teilt der *intellectus agens* seinen ganzen Inhalt dem *intellectus possibilis* mit. Die Meinung (des hl. Thomas), dass der *intellectus agens* zur Gottschauung nicht hinreiche, sondern ein übernatürliches Licht dazu nötig sei, wird von Dietrich als absurd und keiner Widerlegung wert bezeichnet.

Hiermit haben wir einige der für Dietrich charakteristischen Anschauungen skizziert. Wir finden ihn hier in schroffem Gegensatze zur Lehre des hl. Thomas, der damals schon zum offiziellen Lehrer seines Ordens erhoben worden war. Gewiss hatte Dietrich es nur dem hohen Ansehen, dessen er sich bei seinen Zeitgenossen erfreute, sowie dem (von

Denifle hervorgehobenen) Umstände, dass der Orden damals keine grossen Theologen besass, zu verdanken, wenn er von der Zensur in keiner Weise behelligt wurde.

Mit dem Versuche einer systematischen Katalogisierung der erhaltenen und nicht erhaltenen Schriften des Meisters schliesst die Arbeit, durch welche sich der Vf. um die Geschichte einer bisher wenig erforschten Richtung der Scholastik ein unbestreitbares Verdienst erworben hat.

Fulda.

Dr. Ed. Hartmann.

Philosophisches Lesebuch. Herausgegeben von M. Dessoir und P. Menzer. 2., vermehrte Auflage. Stuttgart, Enke. 1905.

Die hohe Brauchbarkeit dieses Lesebuchs ist durch die rasche Abfolge einer zweiten Auflage hinlänglich bekundet. Die neue Auflage hat ausser mancherlei Verbesserungen auch Erweiterungen erfahren. Es sind hinzugekommen Lesestücke aus der aristotelischen Ethik und Politik, aus Sextus Empirikus und Seneka, aus Comte und Mill.

Fulda.

Dr. C. Gutberlet.